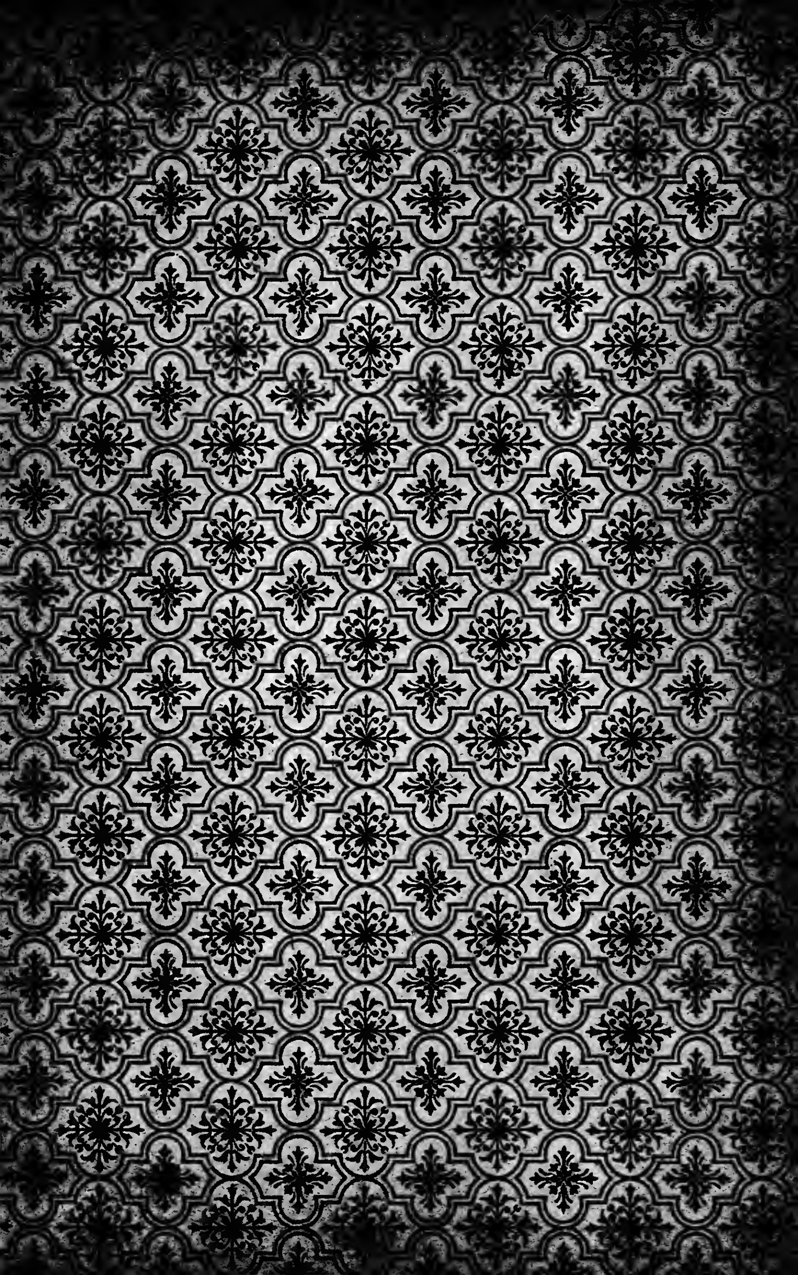
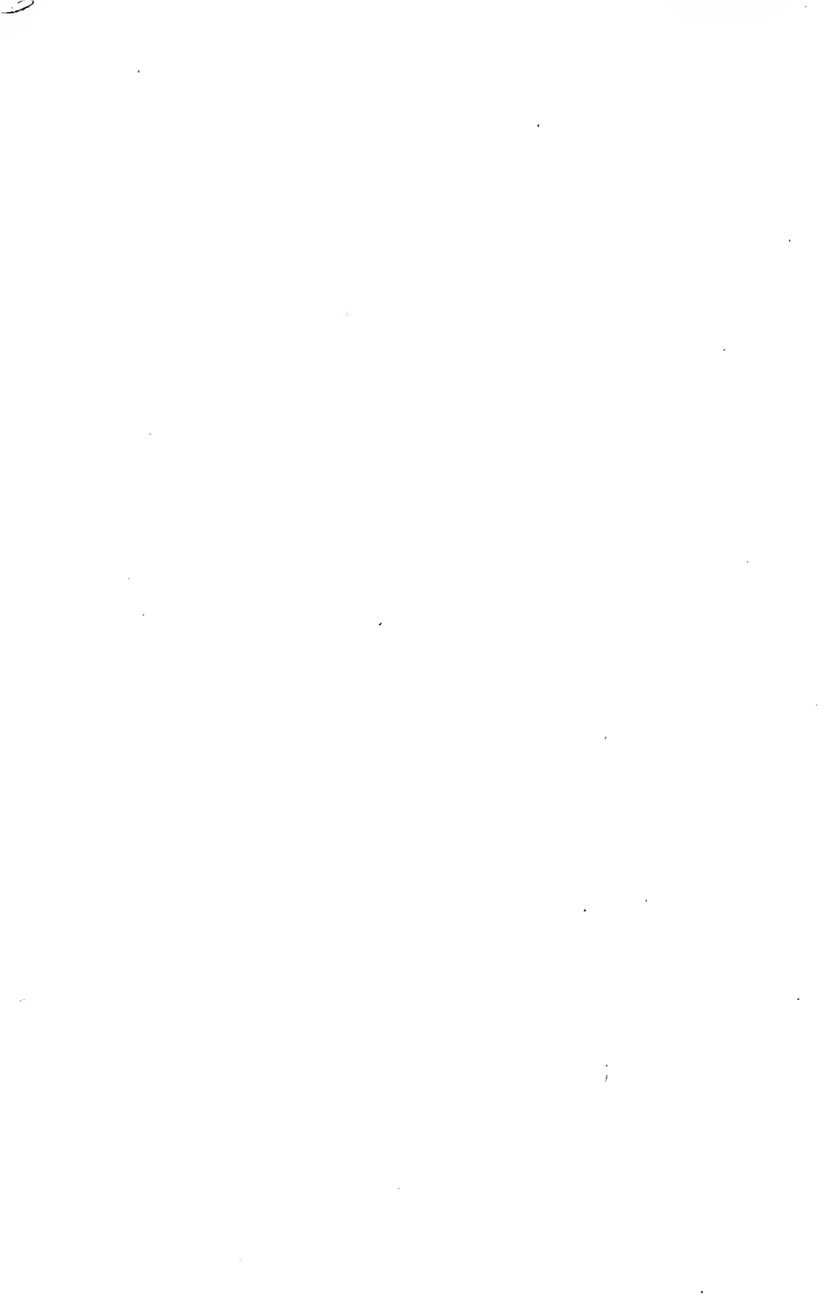




Gelesen.

# Menschliche Tragikomödie.



Erster Band.

# Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

**Johannes Scherr.**



Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Erster Band.

This is the state of man.
*Shakspeare.*

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

# Inhalt des ersten Bandes.

# Aspasia.

Die zu Pheidias' Zeit herrschten und liebten . . . .
Hölderlin.

---

## 1.

Eines Tages spazirte Sokrates, der Erzschulmeister des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch sonstwo im schönen Athen, begleitet von seinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antisthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein gesprächsweise gehaltener Vortrag mochte sich um ästhetische Probleme gedreht haben. Wenigstens macht diese Voraussetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meister die Neuigkeit mittheilte, es befände sich dermalen eine Hetäre Namens Theodote — zu deutsch „Gottesgabe" — in der Stadt, deren Schönheit zu schildern die Sprache zu schwach sei [1]).

Der Sohn des Sophroniskos und der Phänarete spitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogischen Stoff, an dem er jene redselige Bemutterung üben könnte, welche, sagt man, die arme Xanthippe eines Tages so zur Verzweifelung brachte, daß sie den Inhalt einer gewissen miß-

---

1) . . . εἴποντος ὅτι κρεῖττον εἴη λόγου τὸ κάλλος τῆς γυναικός. Xenophon, Apomnemoneum. III, 11. Das citirte Kapitel ist ganz der Unterhaltung des Sokrates mit der Theodote gewidmet.

duftenden Vase dem ewigen Schulmeister über die Glatze goß. Diese Frau ist ohne Zweifel besser gewesen als ihr von Schulfüchsen zurechtgemachter Ruf, und wenn sie einen Xenophon gefunden, der ihre „Memorabilien“ aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht sogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme“ zum Dank für seine redlichen Bemühungen, sie mittels seiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphilistern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigstens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erscheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechischen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphilisterei, während ihm Platon in seinen Dialogen die Phantasiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigschwung der eigenen Seele geliehen hat.

„Ei — sagte der Weise — da müssen wir hingehen; denn was zu schildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man sehen, um sich davon eine Vorstellung zu bilden.“ Und sie gingen zur Behausung der Theodote, welche Behausung sie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgestattet fanden. Die Besitzerin dieser Herrlichkeiten stand gerade einem Maler Modell und verharrte, den sokratischen Besuchern zur Augenweide, ganz unbefangen in dieser Stellung. Nachdem der Künstler für heute Pinsel und Palette weggelegt hatte, ging sofort das Schulmeistern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl wir der Theodote zum Danke verpflichtet, weil sie uns ihre Schönheit sehen ließ; oder aber ist sie es uns, weil wir ihre Reize in Augenschein genommen haben?“ Er bewies dann auf dem Wege dialektischer Hebammerei des breiteren, daß die Verpflichtung auffseiten der Hetäre wäre, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunsch mit hinwegnähmen, wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe diese Schlußfolgerung — wenn dem so ist, bin ich euch in der That zum Danke verpflichtet.“

Die breitspurige Katechisation, welche der weise Mann

hierauf der Hetäre zutheil werden ließ und welche sich um die Mittel drehte, Liebhaber anzulocken, gehört nicht hierher, wo überhaupt durch Erwähnung dieses sokratischen Abenteuers gleich zum Anfang nur ein drastischer Wink gegeben werden wollte, daß es unpassend, an gewisse Seiten des antiken Lebens den Maßstab der modernen Sitte und Sittlichkeit zu legen. Selbst ein Sokrates konnte angesichts seiner Schüler ganz unbefangen mit einer solchen Person wie Theodote verkehren. Man denke sich aber unsern großen Immanuel Kant in das Boudoir einer zeitgenössischen „Gottesgabe“ von dieser Sorte versetzt und der ungeheure Gegensatz von antik und modern, von griechisch und deutsch wird sofort in die Augen springen.

---

2.

Die Rasse der halb- oder ganznärrischen Philologen und Antiquare, welche an der Sonne des Griechenthums schlechterdings keine Flecken wahrnehmen wollten, ist allmälig ausgestorben. Diese Bombalobombaxe[1]), deren Verstand nirgends saß, wenn nicht in ihrem Sitzfleische, haben über eins der schwerstwiegenden, wirkungsreichsten Momente und Motive in der Kulturbewegung der Menschheit, über die Stellung der Frauen, was Griechenland betrifft, entweder ganz hinweggesehen oder aber geleugnet, daß die fraulichen Verhältnisse in der griechischen Welt unwürdige gewesen seien. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Unwürdigkeit dieser Verhältnisse zum frühzeitigen Verderben und vorzeitigen Verfall des Hellenismus als eine Hauptursache mitgewirkt hat.

Die Geschichte der griechischen Gesellschaft zeigt in dieser Beziehung höchst merkwürdiger Weise einen entschiedenen Rückschritt auf, einen Rückschritt vom Edleren

1) Aristophanes, Thesmophor. 48.

und Besseren zum Gemeineren und Schlechteren. Denn im heroischen Zeitalter, wie es in den homerischen Gesängen seine sociale Abspiegelung gefunden hat, war die Stellung des Weibes ganz unbestreitbar eine höhere und würdigere als zur historischen Zeit. Wie charakteristisch schon die keusche Anmuth, womit Homer von den erotischen Genüssen redet — er nennt sie schamhaft die „Werke der goldenen Aphrodite“ — während die späteren griechischen Dichter, Komöden, Idylliker, Humoristen und Novellisten geschlechtliche Dinge bekanntlich mit superlativisch-zügelloser Zotenreißerei behandeln, nicht etwa nur, wie man häufig hat behaupten wollen, in „unbefangener Natürlichkeit“, sondern deutlich genug in raffinirter Absichtlichkeit. Beim Homer findet sich auch die holdeste weibliche Gestalt, welche die hellenische Poesie überhaupt geschaffen hat: die phäakische Prinzessin Nausikaa, der nur noch die Antigone des Sophokles zur Seite zu stellen ist. Nicht, was mädchenhafte Frische und Holdseligkeit betrifft, sondern deßhalb, weil in der sophokleischen Schöpfung die griechische Weiblichkeit ihren höchsten ethischen Ausdruck gefunden hat. Das schöne Wort der Tochter des Oedipus: —

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ [1])

ist unbedingt eine edelste Offenbarung hellenischer Fraulichkeit. Sie fand aber ein würdiges Seitenstück auf geschichtlichem Boden. Denn als nach dem Fehlschlag des gegen Sicilien gerichteten Unternehmens die Athener mittels Volksbeschlusses den Alkibiades vorgeblich wegen Gotteslästerung („Asebie“) — die „Religionsgefahr“, welche ein so beliebtes Hausmittel des modernen Despotismus ist, wurde auch schon von der attischen Demokratie häufig und gern angewandt — zum Tode verurtheilt hatten, ließen sie den klüglicher Weise Abwesenden noch obendrein durch sämmtliche Priester und Priesterinnen der Stadt verfluchen. Aber Theano, die Tochter des Menon von Agraulos,

1) Οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν. Antigone, 523.

weigerte sich, diesen frommen Befehl zu vollziehen, indem sie das beste Wort sprach, welches, seitdem die Welt steht, aus priesterlichem Munde gekommen ist: — „Ich bin Priesterin geworden, zu segnen, nicht aber, zu fluchen!“ [1])

Zur heroischen Zeit war in Hellas das Weib dem Manne ganz entschieden viel mehr als in der historischen. Dafür zeugt, daß in der Welt Homers der später unter den Griechen grassirende Gräuel Sodoms ganz unbekannt gewesen. Diese Affenschande der „Knabenliebe“, welche eine Affenschande bleibt, mag Bombalobombax sich noch so sehr bemühen, sokratisirend oder platonisirend darum herumzunebeln, hat das spätere Hellenenthum geradezu verpestet. Von der Höherstellung der Frauen in früherer Zeit gibt sodann weiter Zeugniß, daß bei Homer der Freiwerber seine Erwählte durch Entrichtung von Geschenken dem Vater gleichsam abkaufte, während später umgekehrt die Väter ihre Töchter, um sie an den Mann zu bringen, möglichst reich ausstatten mußten. Freilich, auch in jener Vorzeit krankte die griechische Ehe an einem fressenden Krebsschaden, an der Kebsenwirthschaft, welche mit Nothwendigkeit aus dem Institut der Sklaverei hervorging. Es muthet uns doch ganz eigen an oder vielmehr es stößt uns widerwärtig ab, wenn wir beim Euripides die Andromache sagen hören:

„O theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es
Mit heiterm Sinn, wenn Kypris dich verleitete,
Und deiner Kebsen Kindern hab' ich oft die Brust
Gereicht, dir zu ersparen jed' Gefühl von Bitterkeit“ [2]).

Gewiß sind diese Worte aus einer Frauenseele voll inniger Liebe und zartester Rücksichtsnahme gequollen; aber daß sie trotzdem dem sittlichen Gedanken der Ehe schnurstracks widersprechen, bedarf keines Nachweises. Eine Lebensgefährtin und die „andere Hälfte“ des Mannes, eine Hausfrau

---

1) . . . ἔτι καταρᾶσθαι προσεψηφίσαντο πάντας ἱερεῖς καὶ ἱερείας, ὧν μόνην φασὶ Θεανὼ ἀντειπεῖν πρὸς τὸ ψήφισμα φάσκουσαν εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱερείαν γεγονέναι. Plutarchos, Alcib. 22.

2) Euripides, Androm. 220.

in unserem Sinne, war die griechische „Oikodespoina“, die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin, auch zur homerischen Zeit keineswegs. Die Frauen hatten auch damals zu den Männern hinaufzublicken als zu Wesen höherer Art. Was mußten sich die Gattinnen von den Gatten, die Mütter von den Söhnen sagen und gefallen lassen! Man sehe beispielshalber nur, wie der Prinz von Ithaka mit seiner Mutter Penelopeia umspringt. Auf eine ganz verständige, im Männersale von ihr gemachte Bemerkung hin kanzelt der „besonnene Jüngling“ Telemachos die Mutter also ab:

„Du doch geh' ins Weibergemach, zu besorgen deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und den dienenden Weibern gebiete,
Frisch ihre Arbeit zu thun. Das Wort gebührt nur den Männern,
Allen und mir zumeist, weil mein im Hause die Macht ist“ [1].

Penelopeia gehorcht auf der Stelle und findet das barsche Wort ihres Sohns noch dazu „sinnig“. Hier haben wir also ganz die orientalisch-rohe, ja brutale Redeweise der Männer gegenüber den Frauen, welche auch in dem christlichen Mythenkreis eingehalten ist. Beim „sanften“ Johannes fährt Jesus seine Mutter, welche ihm einfach die Thatsache mittheilt, daß den Hochzeitgästen zu Kana der Wein ausgegangen sei, mit den Worten an: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?“ und im Bereiche der christlichen Moral hat der Apostel Paulus den Befehl ausgehen lassen: „Das Weib schweige in der Gesellschaft!“ — ein Befehl, welcher den ohnehin schon sattsam zahlreichen Unmöglichkeiten des Christenthums noch eine weitere hinzufügte. Im übrigen steht die Art und Weise, wie im homerischen Zeitalter von und mit den Frauen gesprochen wurde, immerhin thurmhoch über der kolossalen Schamlosigkeit und Wegwerfung, womit dies später geschah. Vor Alters hatte selbst der Hypochonder Hesiod anerkannt —

„Daß nichts besseres wahrlich vermag sich der Mann zu erwerben
Als ein tugendlich Weib“ . . .

1) Odyss. I, 356.

jetzt aber schrieb der Tragiker Euripides eine ganze Reihe von Stücken wie eigens zu dem Zwecke, die Weiber schlechtzumachen, und schütteten die Komiker einen Wolkenbruch von Schimpf und Zoten über sie aus. Menander, welcher doch gewiß kein Griesgram gewesen, gab geradezu den Rath: —

„Heirate nicht, willst leben du beschwerdelos!“

welche Grobheit freilich schon zum voraus beim Aristophanes witzig abgetrumpft worden war, indem die Chorführerin der „Thesmophoriazusen“ die neckischen Anapäste flattern ließ: —

„Wenn ein Weh wir sind, was freit ihr uns denn? Warum, wenn wirklich ein Weh wir?“ [1])

Man hat mit Recht bemerkt, daß sich aus den griechischen Dichtern gerade so viele Zeugnisse für wie wider die Frauen sammeln ließen. Aber das ist nichts Entscheidendes; denn solche sich gegenseitig aufhebende Blumenlesen bieten so ziemlich alle Literaturen. Entscheidend dagegen für die sehr untergeordnete Stellung der griechischen Frauen zur historischen Zeit sind Thatsachen, welche selbst der gewandteste Kommentator nicht wegtaschenspielen kann. Von den Spartanerinnen reden wir gar nicht, weil Sparta in Hellas überhaupt niemals die Kultur, sondern stets nur die Barbarei repräsentirt hat, so daß man sich höchlich verwundern müßte, wie die dumme Bewunderung dieser Barbarei jahrhundertelang auf den Schulbänken platzbehalten konnte, wüßte man nicht, daß daselbst auch anderer Nonsens in Hülle und Fülle jahrhundertelang platzbehielt und behält. Schon die lykurgisch-brutale Vorschrift, daß in Sparta die Jungfrauen, gerade wie die Jünglinge, bei festlichen Aufzügen nackt erscheinen, singen, springen und

1) *Οὐ μὲν γάρ τι γυναικὸς ἀνὴρ ληΐζετ᾽ ἄμεινον*
*Τῆς ἀγαθῆς.* Hesiod. Erga, 647.
*Ἄλυπον ἄξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου.* Menandri fragmenta.
*Εἰ κακόν ἐσμεν, τί γαμεῖθ᾽ ἡμᾶς, εἴπερ ἀληθῶς κακόν ἐσμεν.*
Thesmophor. 789.

ringen sollten, empört jedes gebildete Gefühl. Die spartanische Frau war rein nur ein Kinderzeugungsinstrument, das eheliche Verhältniß geradezu bestialisch; denn die Bestimmungen Lykurgs machten die Ehe zu einer rationell betriebenen Stuterei [1]).

Aber auch bei den ionischen Griechen, ja selbst im hochgebildeten Athen war das eheliche Verhältniß dem Wesen nach nicht viel anders und besser, obzwar die Formen feinere gewesen sind. Selbst die genialsten Denker von Hellas sahen in dem Weibe ein dem Manne unendlich weit nachstehendes Geschöpf, dessen unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen ganz naturgemäß, nothwendig und gerecht wäre. So der große Idealist Platon, wie der große Realist Aristoteles. Jener dachte sogar vom Weibe ganz entschieden geringer als dieser; denn das platonische Frauenideal verstieg sich kaum über das Aschenbrödelthum, indem er die Vollkommenheit („Arete") einer Gattin mit der eines treuen und anstelligen Sklaven auf die gleiche Linie stellte. Die aristotelische Ansicht über die Ehe und folglich auch über die Frauen war eine viel würdigere, war überhaupt die edelste, zu welcher der Hellenismus es gebracht hat. „Die Gemeinschaft der anderen Thiere — hat der Stageirit gesagt — hat nur die Fortpflanzung zum Zwecke; die Menschen dagegen leben mitsammen nicht allein der Erzeugung von Kindern, sondern auch anderer Verhältnisse wegen. Die Aufgaben von Mann und Weib sind verschieden; sie fördern aber einander gegenseitig, indem jedes das ihm Eigenthümliche zu einem Gemeinsamen macht, und darum ist in einer solchen Verbindung dem Nützlichen das Angenehme zugesellt" [2]). Hier wäre das Bild einer Ehe gezeichnet, wie sie einem civilisirten Volke zu- und ansteht. Schade nur, daß es solche Ehen in der griechischen Wirklichkeit gar nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise gegeben hat.

1) Plutarch, Lycurg. 14, 15.

2) Platon, Leges, c. VI, p. 781; Meno, p. 71. Aristoteles, De republ. V, 1254; Hist. anim. IX, 1; De mor. VIII, 14.

Nicht die Frauen trugen die Schuld. Gesetz und Sitte verhinderten dieselben, irgendwelche sociale Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Sie waren all ihr Lebenlang rechtlich unmündig und wie hätten sie auch mündig werden können? Ihre Erziehung war elend, ihre Geistesbildung gleich Null, hauptsächlich in Folge der Ausschließung ehrbarer Mädchen und Frauen aus den Gesellschaften der Männer. Das Leben im griechischen, von den übrigen Räumen des Hauses möglichst abgesonderten Weibergemach („Gynäkonitis") hatte mit dem in morgenländischen Haremen bräuchlichen die bedenklichste Aehnlichkeit. Die Mädchen waren bis zu ihrer Verheiratung vollständig ab- und eingesperrt. Die Heiraten aber wurden von den Vätern der Vermählenden in ganz geschäftsmäßig-prosaischer Weise zurechtgemacht und in der Regel erblickte der Bräutigam das Antlitz seiner Braut erst in der Hochzeitskammer zum erstenmal unverschleiert. Die Neuvermählte ihrerseits hatte nur die Gynäkonitis des elterlichen Hauses mit der im Hause des Gatten vertauscht und innerhalb dieses Raumes verfloß fortan ihr Dasein, in dessen Einförmigkeit die Betheiligung an religiösen Feierlichkeiten nur eine spärliche Abwechselung brachte. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dann und wann die engen, geisttödtenden Schranken dieser Lebensführung auch von ehrbaren Frauen durchbrochen wurden; aber wo es geschah, blieb die derbe Zurückweisung gewiß nicht aus. Als z. B. im Spätherbst von 431 v. Chr. die Schwester des großen Kimon, Elpenike, sich herausnahm, den Perikles, als er im Kerameikos von der Rednerbühne herabstieg, wo er die schönste aller jemals gehörten Grabreden gehalten hatte, scheltend anzutreten, bedachte sich das Muster eines attischen Gentleman keinen Augenblick, das „versalbte alte Weib" mit einem herben Citat aus dem Archilochos abzufertigen [1]).

---

1) Plutarch, Pericl. 28.

3.

Und doch gab es in Hellas „emancipirte" Frauenzimmer in Menge, Frauenzimmer, welche die „Emancipation" ihres Geschlechts auf die äußerste Spitze trieben und, über die Schranken der Sitte und Sittlichkeit lachend hinwegspringend, die freche Botschaft von der Freiheit des Fleisches zu orgiastischer Wirklichkeit machten. Diese außerhalb des Kreises der ehrbaren Mädchen- und Frauenwelt stehenden Damen repräsentirten in der griechischen „Gesellschaft" das weibliche Geschlecht, — eine Thatsache, die schlagend darthut, daß der hellenische Sitten- und Sittlichkeitsbegriff ein wesentlich von dem modernen verschiedener gewesen ist. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die moderne „Gesellschaft", in Wahrheit und Wirklichkeit und alle christlichen Katechismus- und Kanzelphrasen beiseite gelassen, nicht eben viel Ursache hat, mit sittlicher Entrüstung auf die antike herabzusehen. Es mag gar nicht in Anschlag gebracht werden, daß unter „Leuten von Welt" heute wie im Alterthum der Maßstab der Duldung oder Verachtung, womit Buhlweiber gemessen werden, sich gar sehr nach dem Stand und Rang derselben regulirt. Aber daß die Sünderin Athen in den namenlosen Raffinirtheiten der Ausschweifungskünste im Vergleich mit den Sünderinnen London, Paris, Venedig, Neapel, New-York, Berlin und Wien fast nur noch eine Stümperin war, wird kaum zu bestreiten sein. Allerdings, die christliche Heuchelkunst hat gelernt, selbst um Abscheulichstes her einen anständigen Schleier oder gar „Lustre" zu breiten, während die heidnische Fleischeslust offen einhertrat.

Wie jedermann weiß, ist in den Griechen das sinnliche Element so mächtig gewesen, daß selbst ein hochidealischer Platon es für schlechthin unmöglich erklärt hat, den Verkehr von Mann und Weib auf die Ehe einzuschränken [1]). In Athen war die Prostitution eine Staatseinrichtung, welche auf den großen Gesetzgeber Solon, einen der „Sieben

1) Platon, Leg. VIII, 839 seq.

Weisen Griechenlands", als auf ihren Urheber zurückgeführt wurde [1]). Wenn der attische Komöde Philemon dieses Institut ein „volksthümliches und heilbringendes" nannte [2]), so war das keineswegs ironisch gemeint; denn wir wissen, daß in Hellas die Prostitution nicht allein eine polizeiliche, sondern auch — in vollem Ernste gesagt — eine religiöse, eine gottesdienstliche Veranstaltung gewesen ist. Das klingt freilich seltsam in modernen Ohren, ist aber trotzdem eine gar nicht anzuzweifelnde Thatsache, welche sich leicht daraus erklärt, daß die alten Religionen wesentlich Naturreligionen waren.

Der babylonisch-syrische Mylitta-Aschera-Kybele-Kult, der Dienst der großen Naturgöttin, fand seine verblaßte Abschattung in dem griechischen Dienst der Venus Allgemein oder Venus Buhlin [3]). Seine verblaßte Abschattung, weil in Hellas an die Stelle des in Asien von sämmtlichen Mädchen und Frauen der großen Göttin dargebrachten Keuschheitsopfers [4]) die Preisgebung der „Hierodulen" getreten war, welche bei jedem Tempel der Liebesgöttin gehalten wurden. Daß die Stellung dieser Tempelsklavinnen durchaus nicht für entehrend galt — wenigstens noch am Eingange des 5. Jahrhunderts vor Christus nicht — dafür zeugt, daß der hochernste Pindaros, der Erhabene, es nicht verschmäht hat, in einem anmuthigen Skolion den Hierodulen von

1) Athenaeus, *Δειπνοσοφ.* l. XIII, p. 569 d . . . *„πρῶτος Σόλων διὰ τὴν τῶν νέων ἀκμὴν ἔστησεν ἐπὶ οἰκημάτων γύναια πριάμενος."*

2) *Δημοτικὸν πρᾶγμα καὶ σωτήριον.* Philemonis fragm. im Anhange zur didot'schen Ausgabe des Aristophanes (1838), S. 107.

3) So übersetze ich *„Ἀφροδίτη Πάνδημος"* und *„Ἀφροδίτη Ἑταίρα"*.

4) Herodot, I, 199: — *„Δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἱζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζωῇ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ".* Herodot nennt das freilich einen häßlichen Brauch (*„αἴσχιστος τῶν νόμων"*), was beweis't, daß der „Vater der Geschichte", wie ein Romantiker sagen würde, schon nicht mehr Naivität genug besaß, den ursprünglichen „tiefreligiösen" Sinn dieser babylonischen Muckerei zu verstehen. Vgl. über den unzüchtigen Aschera-Kybele-Dienst auch Justinus, histor. XVIII, 5.

Korinth seine Huldigung darzubringen und dieselben anzureden als die „gastlich heiteren Mädchen, welche, des Dienstes der Aphrodite waltend, aufwärts streben im Gemüth zur ewigen Mutter der Liebe.“

Von der Göttin, welcher dieser Kult gestiftet war, von der Aphrodite Hetära, hießen die Venuspriesterinnen im weitesten Sinne des Wortes „Hetären“. Man kann Hetäre übersetzen mit Freundin oder Buhlin — (und zwar das letztere Wort in dem unschuldigeren Sinne genommen, welchen es noch im 16. Jahrhundert hatte) — man darf aber, ohne sich einer Unbilligkeit schuldig zu machen, Hetäre auch kecklich mit einem zwar weniger klassisch, jedoch nicht weniger voll klingenden und noch dazu ebenfalls mit einem Hauchlaute beginnenden Worte verdeutschen ... Unter den profanen Buhlinnen nun waren die gemeineren die „Pornä“, welche, weitaus der Mehrzahl nach Sklavinnen, in den Anstalten gehalten wurden, die im Mittelalter „Frauenhäuser“, in Griechenland aber „Porneia“ hießen, zu unterscheiden von den — falls das Wort gestattet ist — anständigeren, welche, Freie von Geburt oder Freigelassene, auf eigene Hand mit ihren Reizen und Fertigkeiten wucherten. Auch das singende, klingende und springende Laster, d. h. die Zitherspielerinnen (Kitharistriä), die Flötenbläserinnen (Auletrides) und die Tänzerinnen (Orchestrides) waren in dieser Klasse inbegriffen, deren Mitglieder vorzugsweise „Hetärä“ genannt wurden[1]. Von der Anschauungs- und Denkweise, von dem Thun und Treiben in diesen Kreisen geben eine belebteste Vorstellung die „Hetären-Gespräche“, welche Lukianos geschrieben hat, der geistvolle Humorist, der treffliche Sittenmaler der späteren griechischen Welt. Häufig führt er uns in diesen Dialogen Mütter vor, welche ihre Töchter zur Preisgebung förmlich ermuntern und abrichten, und wir erfahren von ihm auch, daß in den meisten Fällen Armuth und Verlassenheit die unglücklichen Geschöpfe ins

1) Ausführlich handeln vom Hetärenwesen Becker („Charikles“, 2. von K. F. Hermann besorgte Ausgabe, Exkurs zur 2. Scene, II, 51 fg.) und Jakobs („Von den Hetären“, Verm. Schriften, III, 309 fg.).

Verderben trieb — tout comme chez nous. Die Sittengeschichte spielt sich mit derselben Eintönigkeit im ganzen und mit derselben unendlichen Mannigfaltigkeit im einzelnen ab wie die Naturgeschichte und es dürfte eine Zeit kommen, wo die Geschichtewissenschaft dahin gelangt sein wird, von der Warte höherer Erkenntniß herab die Einheit der Grundgesetze der Natur und der Geschichte, welche wir bislang nur zu ahnen vermögen, klar aufzeigen zu können. Bisherige Findungsversuche dieser Einheit sind freilich nicht eben glücklich ausgefallen, weil sie in ihren Berechnungen zwei mitsammen eine ungeheure Summe von Kräften darstellende Ziffern übersehen haben: die menschliche Narrheit und die menschliche Leidenschaftlichkeit.

---

4.

Aus den Reihen der freien Buhlkünstlerinnen sind die „berühmten" Hetären hervorgegangen, Damen, welche in ihrer Erscheinung und in ihren Geschicken die Quintessenz der Hetärie darstellten. Etliche derselben haben es schließlich dazu gebracht, die Gemahlinnen von Königen zu werden; andere dazu, daß ihnen auf öffentliche Kosten Ehrensäulen aufgerichtet wurden. Um das letztere weniger befremdend zu finden, ist es nöthig, sich zu erinnern, daß die Griechen vom ionischen Stamme so zu sagen ein Volk von Künstlern gewesen sind, in der guten und schlimmen Bedeutung des Wortes. (Die griechische Religion war ein Kultus der schönen Form.) Sie statuirte die Verehrung alles vollendet Schönen. Die Schönheit war heilig und anbetungswürdig, weil sie die Erscheinungsform der Idee des Göttlichen. Es war — so absonderlich, ja blasphemisch das dem christlichen Mysticismus vorkommen mag und muß — nicht eine Scene der Schamlosigkeit, sondern ein religiöser Akt, als das wandelnde Schönheitswunder, die Hetäre Phryne, eines

sonnenhellen Tages beim Poseidonsfest zu Eleusis angesichts des am Meeresufer versammelten Volkes sich entkleidete, ihre gelös'ten Haare auf Schultern und Hüften niederrollen ließ und zum baden in die Flut stieg. Fromme unserer Tage mögen sich darob entsetzen, aber es ist doch so: beim Anblick der badenden Phryne, welche den schönheitsdurstigen Augen der Griechen die Erscheinung der Aphrodite Anadyomene gewährte, hat gewiß viele der Wallfahrer, die zum Poseidonsfest nach Eleusis gekommen, ein nicht weniger inniges Gefühl der Andacht überschauert, als christliche Pilger und Pilgerinnen empfinden, wenn sie nach mühsäliger Wallfahrt endlich vor dem Altar stehen, aus dessen Glasschrank ihnen der Todtenkopf irgendeines hochverehrten „heiligen Leibes“ entgegengrins't. Wie die Sage will, hat die Schönheit der Phryne zu den Aphroditebildern des Malers Apelles und des Bildhauers Praxiteles sowohl die Inspiration als das Muster geliehen. Auch haben die Griechen der Hetäre für ihre Reize vollwichtigen Dank gezollt. Zu Thespiä, ihrer Vaterstadt, ward ihre von Praxiteles geschaffene Porträtstatue aufgestellt; zu Delphi, dem heiligsten Orte Griechenlands, ward ihr gar auf einem Piedestal von pentelischem Marmor eine goldene Statue errichtet [1]). Philosophische Murrköpfe von der Sekte der Kyniker haben sich allerdings über diese Dankbezeugungen nicht wenig skandalisirt.

Aber wie dachten sich denn die Hellenen ein musterschönes Weib? Wir erhaschen davon eine flüchtige Vorstellung in einem Fragment der sittengeschichtlich wichtigen „Hetären-Briefe“ des Alkiphron, welcher Schilderer freilich erst zu Anfang des 3. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung geschrieben hat. Alkiphron nämlich preis't an der jüngeren (?) Lais, welche der große Maler Apelles zur Buhlkunst erzogen haben soll, „die weder zu magere noch zu üppige, sondern gesundsaftig-schlanke Wohlgestalt; die von Natur gekräuselten, blonden, weich und voll auf die Schultern herabfließenden Haare; die schön gerundeten Augen,

---

1) Athenaeus, XIII, 590, 591. Pausanias, *Περιήγησις*, X, 27, 5.

deren tiefschwarze Sterne im reinsten Weiß schwammen" — und ein Nachtreter Alkiphrons, Aristänetos, weiß zur Ergänzung noch zu sprechen von einer „Brust, welche, kydonischen Aepfeln gleich, im Schwellen das Busenband sprengte und den Malern zum Modell für Helena-Büsten diente". Einer Ueberlieferung zufolge war diese jüngere Lais — (oder aber die sogenannte ältere korinthische?) — eine Tochter der Timandra, welche als letzte Geliebte des Alkibiades diesem hellenischen Muster-Roué bis über den Tod hinaus eine rührende Treue bewahrte. Als der genialste, glänzendste und leichtfertigste Athener in dem phrygischen Dorfe, wo er zuletzt mit der Timandra im Exil gelebl hatte, den persischen Meuchelmördern, welche der unversöhnliche Haß der Spartaner auf ihn gehetzt, erlegen war, bis zuletzt eine elegante Heldenfigur, da spendete die Hetäre dem Todten die letzten Liebesdienste. Sie wusch und salbte den Leichnam, hüllte denselben in ihr eigenes bestes Gewand und bestattete ihn „mit liebevollem Eifer" so feierlich, wie es die Umstände nur immer erlaubten[1]).

Als die älteste der berufenen emancipirten Schönen von Hellas dürfte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. namhaft zu machen sein die Rhodopis, von Geburt eine Thrakierin, welche von ihrem Herrn, dem Samier Xanthos, als Buhlsklavin nach Aegypten gebracht, hier aber von Charaxos aus Mitylene, dem Bruder der Dichterin Sappho, freigekauft wurde und große Reichthümer erwarb, da sie, wie der alte Herodot meldet, „voll Liebreiz war".

Der Boden aber, worauf die berühmtesten Hetären gediehen, war Athen, die schöne „Stadt der Veilchen", von wo ja überhaupt der höchste Glanz und feinste Duft des Hellenismus ausgegangen ist. Hier hatte die Hetäre Leäna ein Ehrendenkmal in Gestalt einer ehernen Löwin, weil sie, welche die Geliebte des Aristogeiton, des Verschwörers gegen die Tyrannis der Peisistratiden, gewesen, von dem Hippias zu Tode gemartert worden war. Hier „blüheten"

1) Plutarch, Alcib. 39.

die aus Sicilien (?) stammende Lais, sowie die um ihrer pikanten Drolligkeit willen gesuchte Myrrhina aus Samos und die bereits erwähnte, der ganzen Zunft für alle Zeit den Charakternamen leihende Phryne aus Thespiä, mit welcher, als sie, der Ketzerei angeklagt, vor dem Schwurgerichte stand, ihr Advokat Hyperides die allbekannte wirksame Busenschleierlüftungsscene aufgeführt hat. Hier auch hörte die Hetäre Lastheneia aus Arkadien die Vorträge Platons und die Leontion die Unterweisungen Epikurs, dessen Lehre sie in einer polemischen Abhandlung voll Geist und logischer Schärfe vertheidigt haben soll. Spätere Hetären von Ruf waren geborene Athenerinnen. So Thais, die Buhlin Alexanders des Großen, und Lamia, die Buhlin des Demetrios Poliorketes.

An den Namen der Thais knüpfte sich, falls dem Plutarch zu glauben ist, eine vielbeschriebene und vielbesungene Episode des thatsächlichen Heldengedichtes der Laufbahn des Makedoniers, so recht ein flammendes Stück Romantik mitten im antiken Dasein. Es war eine schwüle Schwelgenacht, als Alexander unter dem goldenen Baldachin des Prachtthrons der Achämeniden zu Persepolis einer Orgie seiner Vertrauten vorsaß. Des Weines luftige Geister waren entfesselt und rumorten gewaltig. Auch unter der Schädeldecke der Thais; denn die geleerte Goldschale niedersetzend rief sie mit hochglühenden Wangen und funkelnden Augen in das Getöse des Bakchanals hinein und zu ihrem königlichen Liebhaber empor die geflügelten Worte: „Viel fürwahr hab' ich ausgestanden auf dieser langen Fahrt durch Asien. Doch für alles entschädigt mich, daß ich heute mitschwelgen darf in Persia's stolzer Königsburg. Freilich, größere Wonne noch wär' es mir, nach diesem Gelage die Brandfackel zu schleudern in den Palast des Xerxes, welcher dereinst meine geliebte Vaterstadt Athen verbrannt hat, zur Rache für Athen, zur Rache für Hellas!" Auftaumelt der trunkene Held, daß ihm der Kranz von Rosen und Eppich vom Haupt auf die Schulter niedergleitet, und auftaumelt die ganze berauschte Tafelrunde. Die tollschöne

Buhlerin drückt dem König die brennende Fackel in die Hand. Er stürmt hinaus, alle ihm nach, sprühende Fackeln schwingend, und unter wildem Gejauchze wirft er und werfen sie alle die Glut in das Cederngebälke der Galerien des Schlosses, an dessen Erbauung und Ausschmückung die persischen Großkönige die Schätze Asiens verschwendet hatten [1]).

---

## 5.

„Perikles, des Xanthippos Sohn, zu seiner Zeit der Erste unter den Athenern, ein Mann, ebenso redemächtig wie thatengewaltig" [2]). Also hat Thukydides in seiner mit ehernem Griffel auf Granit schreibenden Weise den herrlichen Demagogen bündig gekennzeichnet. Der große Bürger, dessen Mission es war, die attische Demokratie zu ihrer Sonnenhöhe emporzuführen, stammte bekanntlich aus einem der edelsten Geschlechter seiner Vaterstadt. Seine Mutter Agariste, eine Enkelin des Kleisthenes, welcher die Tyrannis der Peisistratiden gebrochen hatte, träumte, als sie schwanger ging, sie würde einen Löwen gebären, und wenige Tage darauf gebar sie den Perikles [3]). Einen rechten Mannlöwen also, welcher das Griechenthum vollendete, indem er in seiner Persönlichkeit das hellenische Menschenideal verwirklichte.

Das hellenische, wohlverstanden! Denn selbst ein vollkommener Grieche blieb immer Grieche oder vielmehr Athener, Thebaner, Spartaner. Zur Erfassung der Idee der Menschheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat

1) Herodot, II, 134—35 („*χάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη*"). Pausanias, I, 1, 2. Plutarch, Alex. 38.

2) Thucydides, I, 139: — „*Περικλῆς ὁ Ξανθίππου, ἀνὴρ κατ᾽ ἐκεῖνον τὸν χρόνον πρῶτος Ἀθηναίων, λέγειν τε καὶ πράσσειν δυνατώτατος.*"

3) Plutarch, Pericl. 3.

der Hellenismus niemals sich erhoben. Nur in des makedonischen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsstral von der universalen Tendenz des Menschengeschlechtes auf, zu verwirklichen mittels Ausgießung des hellenischen Geistes über alle Welt. Aber in der makedonischen Epoche war das echte Griechenthum schon im Welken. Als es in seinem Vollsaft und in seiner Hochblüthe stand, also in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geschweige einen universalen Charakter, sondern ganz wesentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, sein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierministers von Flachsenfingen oder eines Bürgermeisters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhschnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus ist weit genug gewesen, daß innerhalb seiner Schranken der perikleische Genius die demokratische Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmonisch-schönen Bau zu gestalten vermochte, in dessen Hallen die Athener als ein empfängliches und strebsames Künstlervolk des heiteren Daseins sich erfreuen sollten. Von Dauer allerdings konnte dieser Bau nicht sein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menschen allzeit nicht lange ertragen; aber mit Dummem, Häßlichem und Schlechtem schleppen sie sich geduldig Jahrhunderte und Jahrtausende lang. Darum heißt groß denken, begeistert fühlen, die Wahrheit suchen und sagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht hassen unglücklich sein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, so oder anders angestrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes“ trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maß der „aurea mediocritas“ wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunst gelernt hat, mittels Biegsam- und Beugsamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm sich niederzuducken. Jede Ausnahme ist eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrscht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut wenig-

stens so! lautet der erste und — einzige Grundsatz, welchen Väter, denen das „gute Fortkommen“ ihrer Söhne und Töchter am Herzen liegt, denselben einprägen sollten . . .

Perikles war kein glücklicher Mann und konnte kein solcher sein. Denn er war groß und sein edler Stolz verschmähte es, das drückende Gefühl seiner Größe aus neidischen Pöbelseelen fortzuschmeicheln. Der unvergleichliche Volksführer, dessen vorschauende Genialität erst nach seinem Tode recht erkannt wurde[1]), ist weit davon entfernt gewesen, ein Volkshöfling zu sein. Thukydides, sein Zeitgenosse, welcher bekanntlich kein Demokrat war, hat diese Tugend dem Meister der Demokratie ausdrücklich zuerkannt. Er nennt den Perikles „mächtig durch Weisheit und Charakterwürde, ganz unzweifelhaft aller Bestechlichkeit unzugänglich, mit Freimuth die Menge in Schranken haltend, nicht vom Volke geleitet, sondern dasselbe leitend, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend.“ Der Historiker rundet dann das Charakterbild, welches er von dem größten Bürger und Staatsmann Athens entwirft, mit den Worten ab: „Also hatte dem Namen nach eine Volksherrschaft statt, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes.“ So war es und so wird es immer sein. Eine rousseau'sche Demokratie existirt bloß in Büchern und in Hohlschädeln. Das Unglück ist nur, daß „erste“ Männer von perikleischem Metall seltenste Naturwunder sind.

Der große Athener war nicht glücklich in seinen vier Pfählen, falls dieser deutsch-schneckenhäusliche Begriff überhaupt auf einen Hellenen von damals Anwendung finden kann. Dem Manne, welcher von der Rednerbühne der Pnyx herab mit dem souveränen Herrscherstab seines Wortes die Wogen der Demokratie schwellen machte oder sänftigte, dem Politiker, welchem Platon, der sonst nicht eben sein Freund war, eine „majestätische Intelligenz“ zuschreibt, dem Admiral und General, welcher die attischen Flotten und

1) „Ἐπειδὴ ἀπέθανεν, ἐπὶ πλέον ἔτι ἐγνώσθη ἡ πρόνοια αὐτοῦ.“ Thucyd. II, 65.

Heere siegreich befehligte, dem Patrioten mit der Künstlerseele, welcher seiner geliebten Veilchenstadt das Prachtgewand edelster Kunstschöpfungen anthat, ihm war nicht gelungen, was der deutsche Dichter den „großen Wurf“ des Daseins genannt hat. Allerdings im griechischen Sinne war die Ehe das nicht; allein reinmenschlichen Verhältnissen wohnt eine Macht inne, welche über Gesetz, Brauch und Gewohnheit weit hinwegreicht und immer wieder Geltung sich verschafft.

Perikles hatte als junger Mann eine jener Konvenienzehen eingegangen, wie sie unter den besitzenden und gebildeten Klassen seiner Vaterstadt üblich waren. Seine Gattin war eine nahe Verwandte von ihm und entweder die Witwe oder die geschiedene Frau eines gewissen Hipponikos. Sie gebar dem späteren Lenker des attischen Staats zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Beide haben ihrem Vater großen Kummer gemacht: der ältere, welcher ein Verschwender und Wüstling war, durch sein Leben; der jüngere, geliebtere, durch seinen Tod. Das Verhältniß der beiden Gatten scheint in keiner Weise über die Richtschnur kalter Konvenienz hinausgegangen zu sein. Frostig hatten sie sich zusammengethan, frostig trennten sie sich, als, wie unsere Quelle charakteristisch sich ausdrückt, ihr Zusammenleben nicht mehr „behaglich“ war [1]). Gesetzliche Ehescheidungen machten sich im damaligen Athen kaum weniger leicht als zur Direktorialzeit in Paris, und die von Perikles Geschiedene — ihr Name wird uns nicht genannt — nahm sofort wieder einen andern Mann oder wurde vielmehr, genauer gesprochen, von ihrem bisherigen Eheherrn „mit ihrer Zustimmung“ einem anderen übergeben, während Perikles seinerseits „die Aspasia nahm, welcher er mit größter Zärtlichkeit zuge-

---

1) „Τῆς συμβιώσεως οὐκ οὔσης αὐτοῖς ἀρεστῆς. Plutarch, Pericles, 24. Dieses Kapitel der plutarchischen Biographie ist die Hauptquelle unseres Wissens von den häuslichen Verhältnissen des Perikles und von seinem Verhältniß zur Aspasia. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir das ganze Kapitel Plutarchs gerne hingäben, so es dem Thukydides beliebt hätte, etliche Worte über dieses Thema zu sprechen.

than war" [1]). Und um diese Liebe als etwas ganz Außerordentliches zu kennzeichnen, fügt Plutarch hinzu, der große Staatsmann sei nie nach der Agora (d. h. an seine Geschäfte) gegangen und niemals von dort nach Hause gekommen, ohne der Aspasia zum Abschied und Willkomm einen Kuß zu geben . . . Keine Frage demnach, der Keil, welcher die erste Ehe des Perikles getrennt hatte, hieß Aspasia; aber ebenso wenig kann es einem Zweifel unterstellt werden, daß einem Perikles eine so innige und dauernde Leidenschaft einflößen kein gewöhnliches Weib sein hieß.

---

## 6.

Woher nun und wer war diese Aspasia, deren Name wohl als der berühmteste Frauenname uns aus der antiken Welt überliefert ist? Sie war aus Milet und sie war eine Hetäre [2]). Schon der Umstand, daß sie eine Milesierin, gab ihr ein bedenkliches Relief; denn die kleinasiatisch-ionische Stadt Milet galt damals mit Fug für die Hochschule der Ausschweifung, gerade wie Rom im 1., 2., 3. und 4., Byzanz im 6., Venedig im 17., Paris im 18. und London im 19. Jahrhundert dafür galten und gelten. In Milet, der Stadt der Wollüste par excellence, dem Obergymnasium der Buhlkunst, der Heimat tribadischer Gräuel, dem Lieblingsschauplatz auch einer lasciven Novellistik [3]), war die schöne „Willkommene", „Begrüßte", „Umarmte", „Geküßte", „Liebe" oder „Geliebte" — das alles bedeutet

---

1) Ibid. „Αὐτὸς δὲ τὴν Ἀσπασίαν λαβὼν ἔστερξε διαφερόντως."

2) Wie Raumer („Vorlesungen über die alte Geschichte", 3. A. II, 487) den bestimmten Zeugnissen der Alten entgegen behaupten mochte: „Sie war nichts weniger als eine Hetäre" — ist rein unbegreiflich.

3) „Fabulae Milesiae."

der Name Aspasia — geboren und aufgewachsen. Die schöne Willkommene, denn daß sie schön gewesen, muß als selbstverständlich angenommen werden, obzwar eine Schilderung ihrer Schönheit nicht auf uns gekommen ist.

Als ihr Vater wird ein gewisser Achioxos genannt, als ihr Vorbild und ihre Lehrerin in den Künsten der Hetärie ihre Landsmännin Thargelia, welche voll Schönheit, Grazie und Wohlredenheit war und eine „Diplomatin im Unterrock" heißen müßte, falls die Ionierinnen Unterröcke getragen hätten. Sie machte nämlich mittels ihrer Reize und Gunsterweisungen unter den kleinasiatischen Griechen Propaganda für den Perserkönig. Auch als Philosophin wird sie namhaft gemacht und zwar zugleich mit der Diotima und der Aspasia. Wenigstens in der Philosophie des Heiratens scheint sie sehr beschlagen gewesen zu sein; denn sie hatte, die Liebhaber nicht mitgezählt, nach und nach vierzehn Männer und heiratete zuletzt noch — „all's well that ends well" — den König Antiochos von Thessalien [1]). Vom hetärischen Standpunkt angesehen, war demnach diese Lehrmeisterin sicherlich eine vortreffliche und ihre Schülerin hat dann auch den genossenen Unterricht ausgezeichnet zu verwerthen gewußt.

Wann und unter welchen Umständen Aspasia nach Athen gekommen, hierüber ist genaueres nicht bekannt. Falls dem Plutarch zu trauen — und es ist nicht abzusehen, warum ihm gerade hier nicht zu trauen sein sollte, während man doch anderwärts sein Zeugniß gelten läßt — hielt Aspasia in der Veilchenstadt ein öffentliches Haus, eine Hetärenschule, was selbst der genannte griechische Zeuge ein „nicht gerade anständiges und würdiges Gewerbe" zu nennen sich gedrungen fühlt [2]). Trotzdem verkehrten die feinsten Gentlemen Athens, die angesehensten Philosophen,

---

1) Plutarch, l. c. 24. Lucian, Eunuch. 7. Athenaeus, XIII, 600. Philostratos, XIII, 920.

2) Plut. l. c. *„οὐ κοσμίου προεστῶσαν ἐργασίας οὐδὲ σεμνῆς, ἀλλὰ παιδίσκας ἑταιρούσας τρέφουσαν."*

die erlauchtesten Künstler, die einflußreichsten Staatsmänner viel und gern im Hause Aspasia's. So Sokrates, so Perikles. Jener hat sich geradezu als einen Schüler der schönen und genialischen Frau bekannt in der Kunst, zu lieben, und in der Kunst, zu reden. Sie scheint im Kreise ihrer Freunde förmliche Musterreden gehalten zu haben. Wenigstens läßt, wie bekannt, Platon in einem seiner Dialoge den Sokrates sagen, er habe die Aspasia eine Preisgrabrede auf die in der Schlacht gefallenen Athener halten gehört, und an derselben Stelle bemerkt „der Menschen Weisester", man „dürfe sich nicht wundern, wenn er in der Redekunst etwas zu leisten sich getraue, da er ja in dieser Kunst den Unterricht einer trefflichen Lehrerin genossen, welche viele ausgezeichnete Redner gebildet habe und unter diesen den ausgezeichnetsten, den Perikles"[1]). Allerdings wird dies in scherzhaftem Tone gesagt; aber es ist ganz jener „sokratische" Scherzton, welcher es liebte, auch das Ernsteste ironisch anzuhauchen.

Aspasia's Gebaren und Gespräch muß von unwiderstehlicher Anmuth gewesen sein und nicht nur auf die Männer, sondern auch auf Frauen gewirkt haben. Denn wenn wir aus dem Plutarch erfahren, daß die Freunde der hochgebildeten und graziösen Emancipirten in die Gesellschaft derselben ihre rechtmäßigen Ehefrauen mitnahmen, so darf daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß die guten Athenerinnen in dieser Gesellschaft sich behagt haben müssen, weil sie sich sonst gewiß nicht dahin hätten mitnehmen, mitzwingen lassen; denn

„Von allem das Unbezwinglichste ist das Weib —"

hat Euripides gesagt, des Geschlechtes genauer Kenner, und Grazienschweinigel Aristophanes bezeugt uns schon durch den einen Vers:

„Sie drillen noch die Männer, gerade wie allzeit —"

---

1) Platon, Menexenos, 235. Athenaeus, V, 219.

daß seine Landsmänninnen es trotz alledem nicht übel verstanden haben müssen, ihre Eheherrn unter dem Pantoffel, will sagen unter der Sandale zu halten.

Fassen wir den Inhalt der leider sehr dünnen und dürftigen Nachrichten zusammen, welche über Aspasia aus dem Alterthum uns überkommen sind und für authentisch gelten dürfen, so ergibt sich als Summe, daß in der glänzendsten Kulturperiode Athens die Symposien im Hause dieser Frau die schönste Geselligkeitsblüthe des Griechenthums dargestellt haben. An dieser Tafelrunde — die Tafel war freilich nicht rund, sondern dreischenkelig — lagen Perikles, Anaxagoras, Sokrates, Pheidias, Damon, Iktinos, Koroibos und Mnesikles. Hier gesellte sich der attischen Philosophie die Erinnerung an die Lyrik des Alkäos und des Anakreon. Hier mögen die Gäste, ihre Stirnen mit Violen, Myrten und Rosen bekränzt, aus heiteren Gesprächen über Dichter- und Künstlerwerke zur Betrachtung der ernstesten Staatssachen übergegangen sein und dann in patriotischem Aufschwunge wohl nicht selten zu den Klängen der Phorminx das heroische Skolion des Kallistratos:

„Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtschwert
Gleich Harmodios und Aristogeiton“ —

angestimmt haben. Hier hat wohl der junge Alkibiades, ein Bakchos an Jugendschöne, die mit funkelndem Chier gefüllte Kylix erhebend, dem gegenüberliegenden Sohne des Sophroniskos schalkhaft den Vers des Bakchylides zugerufen:

„O süße Macht, die steigt aus dem Becher herauf!“

und hier flügelten die „Pädisken“ Aspasia's auf einen Wink der Herrin unter Begleitung lydischen Flötengetöns gewiß manchmal den Gebethymnus Sappho's zur Aphrodite empor:

„Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Listkundige, dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Trauer,
Hehre, das Herz mir!“

---

## 7.

Aber, wie das immer und überall menschliches Loos, das Dasein kehrte nicht allein seine helle, sondern auch und noch häufiger seine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attischen Staatsbaus die geliebte Milesierin als seine Hausgenossin führte. Denn als die Folge einer innigen Herzensneigung faßten schon die Alten dieses Verhältniß [1]. Da jedoch zwischen dem attischen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspasia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht statthaben konnte, so ließ sich — in unserer Weise zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geist ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspasia lebte also in seinem Hause nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue“, sondern als thatsächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, sie verstand und pflegte seinen Genius, sie wußte seine Entwürfe zu werthen und theilte seine Sorgen, sie war seine Zuflucht und sein Trost und es ist wohl anzunehmen, das Zusammenleben dieses gleichgenialen Menschenpaares habe den höchsten Höhepunkt des Verhältnisses von Mann und Weib dargestellt, zu welchem das Griechenthum es überhaupt gebracht hat.

Der Ruf der Milesierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen seltenster nachgerühmt wurde: politischer Sinn und Verstand — flog weit in die Welt und fand selbst im Palast des Großkönigs zu Susa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros aus Achtung vor der Geliebten des attischen Staatslenkers seiner Favoritodaliske den Namen Aspasia beilegte, war die Eigenthümerin dieses Namens daheim in Athen ein Gegenstand, an welchem die attische Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügellosigkeit

---

1) „*Φαίνεται μέν τοι μᾶλλον ἐρωτική τις ἡ τοῦ Περικλέους ἀγάπησις γενομένη πρὸς Ἀσπασίαν.*“ Plut. l. c.

ihrer Spottsucht und Lästerwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß schossen ihre giftigsten Pfeile auf Aspasia, wohl wissend, daß sie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Geziefer und Gewürme, welches seine Bahn besudelte und seine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, schmerzende Wunden beibrachten. Weil seine Feinde ihm die Spottnamen Zeus und Herakles gaben, wurde die Frau, welche er liebte und achtete, als eine Hera, Omphale und Dejanira verhöhnt. Und es blieb nicht etwa bei solchen Anspielungen. Schalt doch der Lustspieldichter Kratinos von der Bühne herab Aspasia „die geilbrünstige Metze mit dem Hundeblick“ [1]) — vielleicht dem Perikles ins Angesicht, ob welcher superlativischen Oppositionsmacherei uns von Kindheit auf kläglich zusammenregierten Menschen des 19. Jahrhunderts die Haare zu Berge stehen oder wenigstens von rechtswegen zu Berge stehen sollten.

Die Heftigkeit des Hasses, welchen Aspasia erregte, bezeugt unwiderlegbar, wie sehr sie an Geist und Charakter unter ihren Zeitgenossen vorragte. Ihre Gegner verschmähten selbst die tollsten Erfindungen und abgeschmacktesten Lügen nicht, um sie beim Volke anzuschwärzen und verhaßt zu machen. So beschuldigte man sie, den samischen sowohl als den peloponnesischen Krieg angezettelt zu haben. Aristophanes, welcher sich bekanntlich den Anschein gab, als Kämpe für die „konservativen Interessen“, als Verherrlicher der „guten alten frommen“ Zeit aufzutreten, während ihm in Wahrheit die gute alte fromme Zeit und die konservativen Interessen, wie alles, aber auch gar alles andere, Himmel und Erde, Kirche und Staat, Mann und Weib, nur Gegenstände einer geistreichen Eulenspiegelei und graziösen Schweinigelei gewesen sind, — Aristophanes hat dem Kitzel nicht widerstehen mögen, noch in seiner Komödie „Die Acharner“, welche zuerst im Jahr 425 v. Chr., also

---

1) . . . „*Ἀσπασίαν . . . καταπυγοσύνην παλλακὴν κυνώπιδα.*“ Ibid.

vier Jahre nach dem Tode des Perikles, aufgeführt wurde, das Andenken des größten Atheners zu beschmutzen, indem er nach dessen Grabhügel am Kerameikos den Lügenkothwurf that:

„Es stahlen junge Kerle, die zu stark
Gebechert, die Simaitha weg, die Metze,
Aus Megara; in brünstigem Knoblauchschmerz
Entführten drauf die Megarer zwei H—etären
Aspasia's. So brach das Kriegsgewitter
In Hellas los um dreier Metzen willen.
Denn zornvoll schmiß Olympier Perikles
Mit Blitz und Donner Hellas durcheinander" [1]).

Der Ernst des Thukydides hat es selbstverständlich verschmäht, da, wo er von den Ursachen des unseligen peloponnesischen Krieges redet, von dieser aristophanisch-poetischen Licenz, von diesem feindseligen Klatsch auch nur als von Klatsch Notiz zu nehmen. Nicht weniger selbstverständlich ist jedoch, daß ein in dem angegebenen Stile beharrlich betriebenes Klatschen, Verlästern und Verleumden dem Lenker des attischen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch sein Ansehen bei seinen Mitbürgern — und darin bestand seine Macht — zeitweilig bedrohlichst untergraben wurde. Daß dieses geschah und geschehen konnte, ist ganz in der Ordnung gewesen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und wollte und will die Menschheit betrogen sein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, schritten sie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweise der Niedertracht überall war, ist und sein wird. Man wollte ihn zunächst in seinen Freunden, dann in seiner Frau treffen, um den hierdurch Geschwächten schließlich leichter fällen zu können. Der erste Stoß richtete sich gegen den Kunstheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürsten, hätten auf den Händen tragen müssen.

1) Aristophanes, Acharn. 524 seq.

Beschuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterschlagen zu haben, erwies er augenfälligst die freche Nichtigkeit der Beschuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginne der menschlichen Dummheit an, der menschlichen Bosheit stets die wirksamsten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derselben pheidias'schen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Hasses zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen schien. „Tempelschändung! Gotteslästerung! Religionsgefahr!" Der herrliche Künstler ward ins Gefängniß geworfen und starb, bevor der Proceß zu Ende, am Herzeleid. Dieser Ring war also aus der Kette perikleischen Daseins glücklich gesprengt. Man versuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein schlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens den Religionsgefahrwirbel vortrefflich zu trommeln verstand, setzte in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß von der Staatsreligion abweichende Meinungen als „Staatsverbrechen" verfolgt werden sollten. Man sieht, die Pfaffen waren, sind und werden sein allzeit und überall dieselben; sowie, daß es nur ein von überstiegenen Philhellenen verbreiteter und aufrecht erhaltener Irrthum, die Inquisition sei eine specifisch-christliche Erfindung. Die Griechen und insbesondere die Athener bethätigten ihren religiösen Eifer sehr gerne mittels Ketzerproceduren. Die Erfindung, die Ketzer „ad majorem dei gloriam" lebendig zu verbrennen, blieb jedoch den Priestern der „Religion der Liebe" vorbehalten . . . Auf Grund des erwähnten, vom souveränen Volksunverstand bewilligten Ketzergesetzes wurden zunächst zwei der vertrautesten Freunde des großen Staatsmanns, der Musiker Damon und der Philosoph Anaxagoras, als „Atheisten" verklagt. Der erstere kam mit Verbannung davon; aber dem greisen Denker vermochte Perikles nur mit äußerster Anstrengung das Leben zu retten, ohne demselben das Exil ersparen zu können.

Nach diesen Vorübungen ging die Partei, für welche perikleische Genialität und Hoheit ein Aergerniß und Hinderniß war — eine aus verstockten Junkern, giftigen Pfaffen und übelriechenden Maultrommeldemokraten bestehende Partei — keck daran, den verhaßten Mann ins Herz zu treffen. Ein obskurer Komödienschreiber, Hermippos, belangte, sekundirt von dem schon genannten Diopeithes, die Aspasia vor dem Geschwornengericht, und zwar lautete die Anklage auf Ketzerei („Asebeia") und auf Verkuppelung ehrbarer Frauen an den Perikles[1]). Der letztere Anklagepunkt war sehr schlau aus den geselligen Zusammenkünften herauskalkulirt, welche im perikleischen Hause stattfanden, wobei Aspasia die Honneurs machte und woran, wie wir sahen, dem attischen Brauch entgegen auch nichthetärische Frauen theilnahmen. Die Milesierin oder vielmehr Perikles hatte einen harten Stand. Er, der Schöpfer von Athens Größe, Macht und Pracht, er, der von einem ebenso starken als gerechten Selbstgefühl getragen war, mußte sich, um die theure Frau zu retten, dazu erniedrigen, die Geschworenen mit flehentlichen Bitten, mit heißen Thränen zu bestürmen, um einen auf Freisprechung lautenden Wahrspruch zu erlangen. Wie muß er also dieses Weib geliebt haben!

Jetzt trieb man die gegen ihn angelegte Mine bis zu seinen Füßen vor und ließ dieselbe springen, indem man ihn, welchen Thukydides einen „Unbestechlichen" genannt hat, mit gewundenen Worten einer Veruntreuung der massenhaft durch seine Hände gegangenen Staatsgelder anklagte. Er wies diese Frechheit siegreich zurück; aber alle diese gegen ihn gebohrten und gesprengten Minen hatten seine Stellung doch so erschüttert, daß er gewiß nicht ungern sah, wie gerade zur Zeit der gegen ihn betriebenen Verfolgungen das attische Staatsschiff rasch und immer rascher dem Kriege mit Sparta zutrieb, einem Krieg auf

1) „*Περὶ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον Ἀσπασία δίκην ἔφευγεν ἀσεβείας Ἑρμίππου τοῦ κωμῳδοποιοῦ διώκοντος καὶ προσκατηγοροῦντος, ὡς Περικλεῖ γυναῖκας ἐλευθέρας εἰς τὸ αὐτὸ φοιτώσας ὑποδέχοιτο.*" Plutarch, Pericl. 32.

Leben und Tod. Damit, durfte er hoffen, würden Zustände eintreten, welche die Athener erkennen lassen müßten, was sie eigentlich an ihm hätten, und würden Aufgaben zu bewältigen sein, durch deren Größe die Mittelmäßigkeit und das Lumpenthum einstweilen in ihre Schlupfwinkel zurückgeschreckt werden könnten. Diese Hoffnung täuschte den Trefflichen nicht. Denn obzwar der Wankelmuth der Menge später seinen Feinden noch einmal zu einem nicht ganz erfolglosen Angriffe Raum gab, so wurde er doch von seinen Mitbürgern immer wieder als der zur Führung des Staatsruders „tüchtigste Mann" anerkannt[1]).

Bald jedoch trat den in die sechziger Jahre Eingetretenen der Tod an, da er den Ausbruch des peloponnesischen Krieges nur um zwei Jahre und sechs Monate überlebte. Seine letzten Tage sind sehr trübe und kummervoll gewesen. Im Sommer von 430 v. Chr. brach in Athen jene Pest aus, die mit zu den furchtbarsten Erscheinungen in der Krankheitsgeschichte des Menschengeschlechtes gehört. Sie wüthete auch in der Familie des Perikles, indem sie zuvörderst seinen ältesten Sohn, dann seine Schwester wegraffte, der er, wie es scheint, sehr zugethan gewesen. Auch liebste und anhänglichste Freunde starben um ihn her. Noch trug er aufrechten Hauptes die schwere Last der Zeit, als Staatsmann und Strateg die Hand fest am Steuerruder. Da raffte die Seuche ihm auch seinen inniggeliebten Sohn Paralos weg und dieser Schlag drang ihm ins innerste Mark. Als er, der, wie Plutarch bezeugt, die edle Fassung eines hohen Geistes und die stille Würde einer großen Seele niemals verlor, dem todten Paralos den Kranz von Cypressenzweigen um die bleichen Schläfen legte, da ist dem unglücklichen Vater das Herz in der Brust gequollen und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Kurz darauf hat er sich selbst zum Sterben hingelegt (429). Freunden, welche ihn besuchen kamen, wies er mit weh-

1) . . . „*ὧν δὲ ἡ ξύμπασα πόλις προσεδεῖτο, πλείστου ἄξιον νομίζοντες εἶναι.*" Thucyd. II, 65.

müthig-ironischem Lächeln ein Zauberamulet, welches wohlmeinende Frauen aus seiner Verwandtschaft ihm umgehangen hätten. So sei er herabgekommen, er, der frei, klar und hoch Denkende. Als aber, während er zu schlummern schien, die Freunde seine glänzenden Verdienste und Erfolge priesen, sagte er plötzlich: „Ihr rühmt mir Dinge nach, die anderen auch gelungen sind und an welchen das Glück einen großen Antheil hat. Aber von dem Größten und Schönsten, was ich gethan, sagt ihr nichts. Es ist dieses: — Niemals mußte durch meine Schuld ein Athener Trauer tragen."

Also starb er, edelstes Selbstlob auf den Lippen, und als er nun todt, da merkten alsbald seine Mitbürger, was sie an ihm gehabt und verloren ..... Eines solchen Mannes, eines in seiner Art geradezu einzigen Mannes Witwe — denn das war Aspasia im Sinne des Hingegangenen — hätte es wohl geziemt, durch Treue das Andenken des großen Todten zu ehren, und es ist nach unserem Gefühle der häſslichste Makel an der Gestalt der Milesierin, daß sie nach dem Tode des größten Atheners mit dem Schafhändler Lysikles gelebt hat[1]). Zwar wird uns gesagt, sie habe diesen Mann zu einem bedeutendsten herangebildet; aber ein Perikles und ein Schafhändler — welcher Kontrast! Möglich freilich, daß Aspasia arm war, und gewiß, daß nach griechischer Anschauung die Lebenden nicht dem Tode, sondern dem Leben angehörten.

1) Plutarch, l. c. 24.

# Thusnelda.

Mariti magis quam parentis animo, neque victa in lacrimas, neque voce supplex — (Mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum weinen gebeugt, noch zum flehen sich erniedrigend —). *Tacitus*, Annal. I. 57.

---

## 1.

Aus dem Waldesdüster ältester Geschichten unseres Landes tritt eine Frauengestalt hervor, welche von den antiken Autoren, die ihrer gedenken, nur mit wenigen und flüchtigen Zügen gezeichnet ist und dennoch fest, bestimmt und deutlich vor unserem Seelenauge steht — die Gestalt der Gattin Armins. Der Stahlgriffel des Tacitus hat mittels etlicher Lapidarworte, wie sie „der Blitz in Felsen schreibt", das tragische Geschick dieser Frau der Ewigkeit eingegraben. Ihr Name findet sich jedoch nur bei einem der alten Zeugen, beim Strabon, dem bekannten Geographen des Alterthums, welcher zur Zeit des Augustus und Tiberius schrieb. Er nennt sie Thusnelda [1]).

Ein deutscher Alterthümler, Göttling, hat die Behauptung aufgestellt und mit großem Scharfsinn zu begründen versucht, daß uns aus dem Alterthum eine Por-

---

1) *Θουσνέλδα*. Strab. Geogr. VII, 1, 4.

trätstatue Thusnelda's überliefert sei [1]). Wer in Florenz gewesen, erinnert sich gewiß mit Vergnügen der schönen „Loggia de' Lanzi" auf dem Marktplatz, eines der besten Werke der Frührenaissance. Unter den Statuen, welche das Innere der Halle schmücken, fällt eine mehr als lebensgroße marmorne auf und zwar durch den großartigen Ausdruck tiefer Schwermuth, welche über ihre Gesichtszüge, ja über ihre ganze Gestalt hingegossen ist. Die Florentiner kannten sie früher unter dem Namen der „Göttin des Schweigens", welche Bezeichnung sicher nur von der Bewegung der rechten Hand der Statue gegen den Mund zu herrührte. Einige Archäologen wollten in ihr die Matrone Veturia, Koriolans Mutter erkennen; andere sahen in der Bildsäule eine griechische Polyhymnia oder Mnemosyne. Der Franzose Mongez hat zuerst die richtige Nachweisung gegeben, daß diese schöne Statue — sie hatte sich früher im Palazzo Kapranika und dann in der Villa Medici in Rom befunden — weder eine griechische Göttin noch eine römische Matrone darstelle, sondern eine von den Römern gefangene und im Triumph aufgeführte „Barbarin". „Das Urbild," fügt Göttling hinzu, „muß einer Nation angehört haben, welche den Römern sowohl kriegerisch als sittlich imponirte, und muß eine an Ansehen hervorragende Frau, eine Fürstin, gewesen sein." . . . Das Gesicht ist nicht von hellenischem oder römischem, sondern von nordischem Schnitt. Es trägt den Stämpel schwermuthsvollen Insichversunkenseins. Der etwas vorgeneigte Kopf scheint sich unter der Wucht eines herben Geschickes zu beugen. Die linke Brust, sowie beide Arme sind bloß und diese Blöße, wie auch die Gewandung der übrigen Gestalt ist ganz entsprechend der von Tacitus (Germ. 17) gegebenen Schilderung, welcher Art die altdeutschen Frauen sich trugen. Das ganze Bild macht einen so durchschlagend germanischen Eindruck, daß auch solche Alterthumskenner, welche Göttlings

1) Thusnelda und Thumelikus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen von Karl Wilhelm Göttling, 1856.

Aufstellung für nicht völlig erwiesen ansehen, immerhin einstimmen, daß die beschriebene Statue eine Germanin vorstelle [1]).

Angenommen, Göttling habe das Richtige getroffen, so war Thusnelda eine schöne Frau. Falls wir aber nicht annehmen dürften, ihre Porträtstatue stände in der Lanzknechtehalle zu Florenz, müßten wir dennoch zuversichtlich glauben, die Tochter des Segestes sei so gewesen, daß es sich der Mühe lohnte, sich in sie zu verlieben. Wäre sie häßlich gewesen, so hätte Armin sie sicherlich ganz gemüthsruhig dem Bräutigam gelassen, welchem ihr Vater sie bestimmt hatte, und hätte seinen von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung gewordenen politischen Entwürfen und Arbeiten nicht die zur Durchführung eines Romans nöthige Zeit abgemüssigt.

Hochschlank von Wuchs, voll und straff von Formen, goldhaarig, kornblumenaugig und rothwangig müssen wir uns das Mädchen denken, welches in stürmischer Nacht, zagend und doch einem unwiderstehlichen Zuge gehorchend, aus der Hinterthüre des väterlichen Edelhofes schleicht, wie ein weißer Schatten über die Lichtung huscht und in dem gegenüberliegenden Eichenkamp verschwindet. Am Außensaum des Kampes harrt lauschend ein Mann, an den Bug seines Pferdes gelehnt. Wenn der Mond mitunter durch die jagenden Wolken blickt, sieht man, daß der Harrende jung, stattlich, gebietend von Zügen ist und sich wie ein Edeling der Cherusker trägt. Er lauscht gegen den Eichenkamp vorgebeugt und durch das Rauschen der Wipfel über ihm dringt ein Ton in sein Ohr, den er kennt. Mit einem Sprung ist er im Holz, ein halbverhaltener Aufschrei, von Mädchenlippen halb in Angst, halb in Wonne ausgestoßen, und einen Augenblick darauf tritt Armin aus dem Haindunkel, Thusnelda in seinen Armen tragend. Er

---

1) Brunn (Geschichte d. griech. Künstler, I, 453) sieht in derselben die allegorische Darstellung der „Germania devicta“, wogegen Göttling (a. a. O. p. 29) Triftiges geltend macht.

hebt sie auf das Roß, springt nach, umschlingt die Bebende mit seinem linken Arm, rückt mit der Rechten den Zügel und fort geht es mit dem Wind um die Wette[1]).

---

## 2.

Der wirklich und wahrhaft historische Roman Arminius und Thusnelda ist kulturgeschichtlich und psychologisch gleich merkwürdig. Diese älteste historisch beglaubigte deutsche Liebesgeschichte zeigt nämlich deutlich, daß in den altdeutschen Wäldern das Verhältniß von Mann und Weib thatsächlich auf einer edleren Anschauung beruhte als in der griechisch-römischen Welt. Dem berühmten Zeugnisse des großen römischen Historikers zufolge hatten sich ja bei den Germanen die Frauen einer viel geachteteren Stellung zu erfreuen als bei irgendeinem Volk im Umkreise des hellenisch-römischen Alterthums. Die Germanin wird nicht als willenlos vorausgesetzt. Auch in ihr regt sich der deutsche Individualismus, der Selbstbestimmungstrieb. Die germanische Frau steht nicht an, das Recht des menschlichen Ich und Selbst gegenüber der Satzung, dem Brauch und der äußerlichen Gewalt geltend zu machen. Die Tochter Segest's ist, zweifelsohne nach den Formen des altdeutschen Brautkaufs (Germ. 18), von ihrem Vater einem Manne verlobt, den sie nicht haben will. Weit entfernt jedoch von feiger Ergebung in die „sociale Ordnung“, verzehrt sie sich nicht in nutzlosen Thränen, sondern läßt sich vielmehr entschlossen von dem Manne entführen, welchen ihr Vater haßt, sie aber liebt.

Die Rebellin gegen die väterliche und staatliche Autorität heiratet den Rebellen gegen die vollendete Thatsache

1) Tacitus erzählt freilich diese Entführung weniger „umständlich“: — „Arminius filiam ejus (Segestis), alii pactam, rapuerat.“ Annal. I, 55.

der fremden Zwingherrschaft, deren gehorsamer Diener sein Schwiegervater ist. Fürwahr, ein von vornherein auf einen tragischen Ausgang angelegter Roman der Wirklichkeit. Er konnte gar nicht anders als unglücklich enden, denn Held und Heldin waren ja idealistisch gestimmt, waren hoch und edel gesinnt und „das Schöne muß sterben . . .“

Der General Lafayette erzählt [1]), eines Tages im Jahre 1813 sei Napoleon in eine feurige Lobrede auf den Oktavianus Augustus ausgebrochen, in welchem er das Muster eines wahrhaft „großen“ Mannes erblickte. Der Lobredner sprach zweifelsohne aus Ueberzeugung, getrieben von dem starken Zuge der Wahlverwandtschaft mit dem Begründer der römischen Monarchie. Denn ganz wie Napoleon war auch Oktavianus eine wundersam gut gelungene Mischung vom Banditen und vom Komödianten. Beides in höchster Potenz genommen, versteht sich. Der französische wie der römische Despot sie verstanden beide gleich virtuosenhaft auf dem Instrument ihrer Ehrsucht und Herrschgier zu spielen, aber der Römer war doch der bessere Musikant und Komödiant als der Korse. Denn Augustus musicirte und komödirte klug und konsequent und darum auch glücklich bis zum Ende und durfte sterbend seine Vertrauten zum Beifallklatschen auffordern [2]). Napoleon dagegen fiel gar schmählich aus der Rolle, indem er nicht mehr über derselben stand, sondern das Tyrannenspiel für baren Ernst nahm und demzufolge aus einem Virtuosen des Despotismus ein verrückter Despot wurde. Die Ueberlegenheit des Römers über den Korsen erwies sich durch die Selbstbeschränkung,

---

1) Mémoires, V. 400.

2) Sueton (Oktavius, Kap. 99) berichtet: „Am letzten Tage seines Lebens fragte er wiederholt, ob sich das Publikum über seinen Zustand beunruhigte. Dann ließ er sich einen Spiegel geben, ließ sich frisiren und seine schlaffen Wangen zurechtmachen. Dies gethan richtete er an seine Vertrauten die Frage: Meint ihr nicht, daß ich die Komödie des Lebens recht hübsch gespielt habe? und fügte griechisch die Epilogschlußformel hinzu:

„„Falls das Stück euch hat gefallen, ei, so klatschet unserm Spiel
Und erhebt mit Freuden alle ringsumher den Beifallsruf!““

welche jener sich aufzuerlegen wußte. Auch in seiner auswärtigen Politik. Bekanntlich hielt er an dem Grundsatze fest, das römische Reich bedürfte weit mehr der inneren Ordnung und Kräftigung als der Vergrößerung nach außen, und nur nach einer Richtung hin schien ihm ein Abgehen von diesem Princip räthlich, nach dem Norden zu, weil sich die tirolischen und julischen Alpen als ein zu schwaches Bollwerk gegen die fortwährende Bedrohung Italiens durch germanische Völkerschaften erwiesen. Darum wollte er in Pannonien und in Süddeutschland die Reichsgränze bis zur Donau vorgerückt wissen, was mittels Feldzügen, welche seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius führten, erreicht wurde. Nicht allein durch Waffen, sondern auch noch mehr durch diplomatische Künste. Die erfolgreichste derselben ist gewesen, den germanischen Stämmen die Oberherrlichkeit Roms in der Form von Bündnissen aufzuschwindeln.

Es war ganz dasselbe Verfahren, welches später von Ludwig dem Vierzehnten und von Napoleon gegenüber Deutschland eingehalten wurde. Jedoch hatten es diese beiden Todfeinde unseres Landes dabei bequemer als die Römer, weil diese bei ihren Machenschaften auf die Volksgemeinden der Freien Rücksicht nehmen mußten, jene dagegen bei vollendeter Verknechtung des deutschen Volkes nach diesem nichts zu fragen, sondern nur die Fürsten zu kaufen hatten, bekanntlich eine im siebenzehnten wie im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts leicht käufliche Waare.

Freilich gab es auch schon zu Anfang des ersten Jahrhunderts unserer Aera deutsche Fürsten, welche verdienten, die Ahnherrn der Rheinbundsmajestäten und Rheinbundshoheiten von Napoleons Gnaden zu sein. So ein antecipirter Rheinbundsfürst war vornehmlich Segestes, einer der Häuptlinge der Cherusker, ein gehorsamer Diener der römischen Zwingherren und wider Willen der Schwiegervater Armins. Segest ist ein richtiger Realpolitiker gewesen, ein so richtiger, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben verdiente. Um das

Jahr 7 n. Chr. hatten es die Römer mit ihren militärischen und diplomatischen Künsten soweit gebracht, daß der Hofhistoriograph Vellejus Paterkulus sagen konnte: „Beinahe ganz Deutschland ist in eine tributpflichtige Provinz verwandelt.“ Segest anerkannte dies „fait accompli“ und kalkulirte also: Der römischen Macht zu widerstehen ist unmöglich. Die Politik aber ist bekanntlich die „Wissenschaft des Möglichen“. Folglich nehmen wir das Joch der Fremden, welche noch dazu eine „civilisatorische Mission“ haben, unweigerlich auf unsere Nacken. Unsereinem gewähren ja die lieben Römer die Mittel, das Joch gehörig auszupolstern. Uns thut es demnach nicht weh, wenn mehrbesagtes Joch den Nacken des Volkes wundscheuert. Wir, Segestes der Erste, von Augusti Gnaden Winkelfürst von Cheruskien, stellen uns überhaupt unter römischer Herrschaft so gut, daß man ein Narr, ein Ideolog, ein Principienreiter sein müßte, wollte man dem realpolitisch Möglichen und Wirklichen das idealnärrisch Unmögliche und Phantastische vorziehen und sein sicheres Auskommen und gedeihliches Behagen an solche Marotten wie nationale Ehre und Selbständigkeit, deutsche Freiheit und eigenartiges Recht wagen.

Der römische Hof scheint diese realpolitische Anschauung als bei den Deutschen allgemein vorausgesetzt zu haben. Sonst hätte er nicht den Mißgriff begehen können, den bornirten, brutalen und raubsüchtigen Quinktilius Varus zum Statthalter von Germanien zu machen. Varus hatte zuvor Syrien verwaltet, d. h. brutalisirt und ausgeraubt, so daß selbst der hofhistoriographische Vellejus Paterkulus sich bemüssigt fand, von ihm zu sagen, er habe „das reiche Syrien als armer Schlucker betreten und das arme als reicher Mann verlassen“. Wie er die Deutschen behandeln zu sollen glaubte, geht schon daraus hervor, daß er sie, desselben Paterkulus Bezeugung zufolge, für Geschöpfe ansah, „welche mit Menschen nichts gemein hätten als Sprache und Gliedmaßen (qui nihil praeter vocem membraque haberent hominum).“ Kaum in Deutschland angelangt, verschritt Se. Excellenz rüstig dazu, die also angesehenen

armen deutschen Wilden in seiner Weise zu civilisiren. Das ging etliche Jahre so, nahm dann aber ein Ende mit Schrecken.

---

3.

Segimers Sohn Armin, welchen sein Schwiegervater Segest als Idealpolitiker verachtete und als einen populären Mitfürsten haßte, war nicht gewillt, die (übrigens auch auf nicht sehr starken Füßen stehende) Thatsache der Eroberung Deutschlands durch die Römer als vollendet anzusehen oder anzuerkennen. Ihm war ein „fait accompli“ überhaupt kein Götze, vor welchem die Menschen unter allen Umständen ihre Kniee beugen müßten. Er faßte die Politik nicht als die „Wissenschaft des Möglichen“. Ihm war sie vielmehr eine Inspiration des natürlichen Gefühls, eine Sache des Gewissens, ein Ruf der Pflicht.

In Wahrheit, er stand auf einer so niedrigen Stufe „staatsmännischer“ Entwickelung, daß er, statt ein Allerweltwindhaspel zu sein, nur ein Principmann war, ein ganz einseitiger und eigensinniger Mensch, welcher nicht zugeben wollte, daß sein Vaterland entnationalisirt und vercivilisirt, d. h. verwelscht und versklavt würde. Zu seiner Entschuldigung ist nur zu sagen, daß er, der im römischen Heere gedient, das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erworben hatte und gut lateinisch sprach, die Römer zu genau kannte, um sich darüber zu täuschen, was alles dieselben unter „Civilisiren“ verstanden. Der gute Armin war aber auch lange nicht aufgeklärt und liberal genug, um sich mit einem mehr oder weniger pathetisch zu Protokoll gegebenen Protest gegen die Thatsache der Fremd- und Zwingherrschaft zu begnügen und dann im Hochgefühle, seine patriotische Schuldigkeit gethan zu haben, die Hände müssig in die Hosentaschen zu stecken. Vielmehr war er

so sehr „Gefühlspolitiker“, so unbesonnen, so unstaatsmännisch, so extrem, so destruktiv, daß er geradezu ein Wühler wurde, welcher gegen das Bestehende anzugehen, die Ruhe und Ordnung zu stören sich unterfing. Ein Glück für ihn, daß er bei diesem seinem Unterfangen Erfolg hatte! Sonst würden die deutschen Historiker ihm sicherlich mitgespielt haben, allwie katholische Hofräthe und lutherische Kirchenräthe etwa dem Thomas Münzer mitzuspielen pflegen.

Der junge cheruskische Edeling nahm sich aber nicht nur heraus, gegen die Römerherrschaft zu rebelliren, sondern auch, schlauer zu sein als die fremden Zwingherren. Die Art und Weise, wie er den vom Dünkelgas geblähten Raubsack Varus nasführte, zeigt, daß auch so ein Idealpolitiker die Sachen, wenn es sein muß, praktisch zur Hand nehmen kann. Ganz meisterlich sodann war es, daß und wie im Sinne seines großen Gedankens Armin die Sprödigkeit des deutschen Partikularismus zu überwinden und eine nicht kleine Anzahl von Völkerstämmen zu einer widerrömischen und nationalen Eidgenossenschaft zusammenzubinden verstand. Daß bei alledem persönlicher Ehrgeiz ein tüchtig Scheit in das Feuer seiner patriotischen Begeisterung gelegt habe, mag gar nicht bestritten werden oder gar nicht zu bestreiten sein. Warum sollte er nicht den Ehrgeiz haben, sein Vaterland zu befreien und auf diese That als auf ein Piedestal sich zu stellen, welches seine heldische Gestalt erhaben in die Nachwelt hineinragen ließ und läßt?

Bekanntlich haben Rheinbundsfürsten für ihren Protektor Napoleon die Spione und Angeber gemacht und haben in den Jahren 1808—13 die nationalen Wiedergeburtsstrebungen ihrem Herrn und Meister eifrig denuncirt. Gerade so that zu seiner Zeit Segest. Er machte sich eine Ehre daraus, den Römern als Spion und Angeber zu dienen, vollends dann, als die Erwählung Armins zum Herzog der von demselben gestifteten nationalen Eidgenossenschaft den schwiegerväterlichen Neidhammel ganz drehend gemacht hatte. Hatte es ihm doch schon giftig am Herzen genagt, daß seine Hoffnung, mit römischer Hilfe

die Großhäuptlingschaft bei den Cheruskern zu ergattern, zu schanden geworden und sein Schwiegersohn vom ganzen Klan zu diesem höchsten Vertrauensposten berufen worden war. Glücklicher Weise hatte Varus seine Ohren mit dem Wachse der Selbstgefälligkeit verstopft und ließ den Verräther mit seinen Angebereien und Warnungen abfahren. So konnte Armin seine wohlausgesonnenen Veranstaltungen ungehindert zu Ende führen, — Veranstaltungen, welche darauf abzweckten, die römische Heeresmacht in Deutschland mit einem Schlage zu vernichten.

Im teutoburger Walde im Gau der Brukterer, wahrscheinlich in der Nähe der heutigen Stadt Beckum, that der nationale Herzog Armin in den Tagen vom 9. bis 11. September des Jahres 9 n. Chr. G. diesen Vernichtungsschlag so gründlich gewaltig, daß der bis gen Rom hindonnernde Widerhall daselbst die Aengsten des „kimbrischen Schreckens“ erneuerte. Der glatte Kaiserkomödiant Augustus selber verlor bekanntlich so sehr die Haltung, daß er in seinem Kabinette mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und aufschrie: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Der Varus aber lag mitsammt den Legionen todt in den Schluchten des teutoburger Waldes. Von der ganzen römischen Armee, welche an 50,000 Mann stark gewesen, war nur ein dünnes Häuflein rheinüber entkommen.

---

## 4.

Der Bewahrer Germaniens vor Romanisirung, der Retter deutscher Nationalität, der Sieger in der teutoburger Waldschlacht war zweifelsohne ein genialer und großdenkender Mensch. Gar wohl erkennend, daß mit dem Gethanen keineswegs genug gethan sei und daß der römischen Macht in die Länge nur zu widerstehen sein würde, so man ihr die nationale Kraft Deutschlands entgegenstellen könnte, hat

er die Festigung und Erweiterung der im Jahre 9 gestifteten Eidgenossenschaft energisch angestrebt. Er ist geradezu der erste Prophet und Werkmeister der deutschen Nationaleinheit gewesen, aber auch ihr erster Märtyrer. Denn er vermochte seinen großen Gedanken nicht zur That zu machen, er konnte nur dafür leben, streben und sterben.

Am deutschen Partikularismus ging Armin zu Grunde. Den gewöhnlichen Volksdank muß er unlange empfangen haben, nachdem er sein Volk befreit hatte. Sonst wäre ja nicht zu erklären, wie es zugegangen, daß der Verräther Segest Macht genug besaß und es wagen durfte, den beneideten und gehaßten Eidam heimtückisch zu überfallen und selbigen sammt seiner Gattin gefangen zu nehmen. Die Gefangenhaltung des Befreiers muß ins Jahr 15 n. Chr. hinein gewährt haben. In diesem und schon im Herbste des vorhergehenden Jahres wurde traurig offenbar, daß dem Widerstande der Deutschen gegen Roms erneuerte Eroberungsversuche Seele und Führung fehlte. Die schonungslosen Razzias, welche der Neffe des neuen Kaisers Tiberius, Drusus Germanikus, im Spätjahr von 14 und im Frühjahr von 15 aus Gallien rheinüber gekommen, gegen die Marsen und Katten vollführte, zeigen dies.

Bevor der römische General nach im Kattenland gethaner Raub-, Brand- und Mordarbeit wieder über den Rhein zurückging, war es dem Armin gelungen, die Bande seiner Gefangenschaft zu brechen; wir wissen nicht, wie. Sofort verschritt er dazu, auch seine Gattin zu befreien, welche gesegneten Leibes in der Gewalt ihres Vaters zurückgeblieben war, und belagerte zu diesem Ende den befestigten Hof des Segestes. Allein diesem gelang es, seinen Sohn Segimund und andere Boten mit der Bitte um schleunige Hilfeleistung an den Germanikus zu entsenden. Der römische General hielt inne auf seinem Marsche, kehrte mit seinem Heer um und brachte dem belagerten Rheinbündler den erbetenen Entsatz, indem er mit unwiderstehlicher Uebermacht die Belagerer zersprengte. Bei dieser Gelegenheit that Segest eine Rede an seinen römischen Protektor, welche

nicht allein dem Sinne nach, sondern auch in einzelnen Ausdrücken mit Reden übereinstimmt, welche rheinbündische Fürsten und Minister an Napoleon gehalten haben. Warum auch nicht? Die Niedertracht arbeitet ja allezeit nach derselben Schablone.

Im Cheruskerlande weiter zu bleiben getraute jedoch der Verräther sich nicht. Der Herr Protektor sandte ihn nach Gallien und von dort später gen Rom. Die unglückliche Thusnelda aber kam aus der Gefangenschaft ihres Vaters in die der Römer. Als sie aus der väterlichen Burg heraus und vor den Cäsar geführt wurde, trat sie — erzählt uns Tacitus — vor denselben, „mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum weinen gebeugt, noch zum flehen sich erniedrigend, mit unter dem Busen zusammengefaßten Händen stumm auf ihren ungeborenen Sohn niederblickend“ [1]).

Armin versuchte in seinem wilden Schmerze alles, um das Unheil zu wenden und die Gattin zu befreien. „Ihn trieben — berichtet der römische Historiker — neben dem natürlichen Ungestüm die Wegschleppung seines Weibes und sein noch ungeboren in die Sklaverei verkauftes Kind wie sinnlos umher und er stürmte hin durch die Cheruskergauen, zu den Waffen wider Segest, zu den Waffen wider die Römer rufend. So den Deutschen Vaterland, Familie und heimische Sitte lieber wären als Fremd- und Zwingherrschaft, so möchten sie sich an ihn, den Führer zu Ruhm und Freiheit, anschließen.“

Wohl hatte dieser Aufruf Erfolg, wohl belebte des Befreiers Feuereifer den nationalen Widerstand gegen Rom wiederum, allein Thusnelda war nicht mehr zu retten. In der Gefangenschaft gebar sie bald einen Sohn, welchen die Römer Thumelikus nannten.

Die Feldzüge des Germanikus in Deutschland blieben im Grunde resultatlos, obzwar die nach Rom gesandten

---

1) Mit diesem glücklichen Ausdruck hat Luden das etwas plumpe „gravidum uterum intuens“ des Tacitus wiedergegeben.

Siegesbulletins des Cäsars großartig genug lauteten. Armin hielt ihm mit zäher Ausdauer Widerpart. Tiberius rief den Neffen vom Oberbefehl in Germanien ab, vergoldete aber diese Pille mittels Bewilligung eines Triumphes, welcher am 27. Mai im Jahre 17 in Rom gefeiert wurde. Dem Strabon verdanken wir den Bericht, daß in der Triumphalprocession Thusnelda, ihren zweijährigen Sohn auf dem Arme, mit ihrem Bruder Segimund in Fesseln vor dem Wagen des Triumphators einhergehen mußte und daß der Verräther Segest die namenlose Infamie beging, von einem ihm — „weil er zu uns übergelaufen war" — angewiesenen Ehrenplatz aus diese echtrömisch-grausame Mißhandlung von Sohn, Tochter und Enkel mit anzusehen.

Der schwergeprüften deutschen Frau geschah noch Bitterstes: — ihr Sohn wurde ihr entrissen, um, wie wir aus Tacitus wissen, in Ravenna erzogen zu werden. Da mag der Leidvollen das Herz in der Brust gelegen haben so schwer und einsam wie ein von seinem Tau losgerissener Anker auf dem Grunde der See. Wann und wie sie gestorben, wissen wir nicht. Hoffentlich bald. Was aus dem armen Sohn Armins geworden, können wir vermuthen. Tacitus, nachdem er gemeldet, daß Thumelikus in Ravenna erzogen worden, fügt hinzu: „Zu welchem Hohn des Geschickes er aufgespart war, werde ich später erwähnen." Allein diese Erwähnung ist bekanntlich nicht vorhanden, maßen der Theil der taciteischen Schriften, in welchem sie vorkommen sollte, verloren gegangen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Thusnelda's Sohn in der Gladiatorenschule zu Ravenna zum Fechtersklaven abgerichtet wurde, um als solcher, er, der Sprößling Armins, etwa zur Feier eines über die Deutschen gewonnenen Sieges im Cirkus dem vornehmen und geringen römischen Pöbel zum pikanten Spektakel zu dienen. Freilich beruht diese Annahme immerhin nur auf fünf Worten des Tacitus („educatus Ravennae puer, ludibrio conflictatus"). Dem Dichter aber war es erlaubt, auf dieser schmalen historischen Basis eine

tragische Dichtung aufzubauen, was denn auch Friedrich Halm theatralisch wirksam gethan hat.

Nach der Katastrophe vom Jahre 15 führte Armin den nationalen Unabhängigkeitskampf noch volle sieben Jahre weiter, „nicht mehr siegreich in Schlachten, aber unbesiegt im Kriege," wie sich Tacitus ausdrückt, der ihn an derselben Stelle ehrend den „unzweifelhaften Befreier Deutschlands" nennt, welcher dem römischen Reiche auf der Machthöhe desselben Trotz geboten habe. Was aber Rom nicht gelang, den nationalen Helden zu fällen, das brachte der gemeine Neid seiner Mithäuptlinge zuwege. Diese bezichtigten ihn des Strebens nach Alleinherrschaft — als ob er nicht verdient hätte, sie zu führen! — und gingen im Namen der „deutschen Libertät" gegen ihn an. Also mit derselben dynastischen Lug- und Truglosung, welche die deutschen Fürsten die ganze deutsche Geschichte entlang allezeit erhoben haben, wenn sie Verrath an der Nation verüben wollten. Mitglieder seiner eigenen Familie waren mit Armins Neidern und Hassern verschworen und standen ihm nach dem Leben. Nachdem er zwölf Jahre lang der Bannerherr Germaniens gewesen, fiel er, siebenunddreißigjährig, durch die Tücke seiner Verwandten („dolo propinquorum"). Die Dummheit und Gemeinheit haben es also schließlich über das Genie und den Hochsinn davongetragen, damit ja die Weltordnung nicht aus dem gewohnten Geleise käme.

Die Gattin in der Gefangenschaft am Herzeleid gestorben, der Sohn als Fechtersklave verdorben, der Retter Deutschlands selbst von deutschen Händen meuchlings erschlagen — nicht sehr gemüthlich das, aber lehrreich. Da sieht man wieder einmal recht deutlich, wie es „Gefühlspolitikern" und „Idealnärrinnen" ergeht. Nehmt ein Exempel daran und laßt es euch zur Warnung gereichen, ihr armen unpraktischen Leute, „Idealpolitiker", „Schwarmgeister", „Principienreiter", Spieler auf der alten „Gesinnungstüchtigkeitsleier"!

Wohl, ihr Herren Realisten, wir nehmen ein Exempel daran; nur ziehen wir die Nutzanwendung etwas anders.

Wer hat euch denn, fragen wir, in den Stand gesetzt, uns in deutschen Lauten den Text zu lesen, der Erfolgschleppeträger Segest oder der „Principienreiter“ Armin? Wir wissen zwar ganz gut, daß ihr, Bekenner der Machtanbetungsreligion, die Anathemaspritze nicht minder eifrig handhabt als der „Oberbonze von Babel“, welcher nicht müde wird, die Jauche seines alleinseligmachenden Afterwitzes über Europa hinzuspritzen; aber fragen darf man ja doch wohl noch und so werdet ihr uns erlauben, euch noch etliche weitere Fragen vorzulegen, obgleich dieselben mit dem abgehandelten Thema nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen.

Wenn, wie ihr sagt, alles in bestem Geleise der Entwickelung ist, wenn eure reale Politik und Wissenschaft mit dem ganzen Dünkel deutscher Kathedrarierschaft auf die ideale des achtzehnten Jahrhunderts herabsehen darf, wie geht es denn zu, daß jene an aufhellender und befreiender Wirkung dieser bei weitem nicht gleichkommt? Könnt ihr leugnen, daß die Pfaffenmacht heutzutage eine Stellung einnimmt, wie sie vor hundert Jahren unmöglich war? Damals hätte man den Gebildeten in Europa zumuthen sollen, sich mit dem obsoleten Hokuspokus eines Koncils als mit einer ernsthaften Sache zu beschäftigen! Ein unermessliches Gelächter wäre die Antwort gewesen.

Ihr habt Politik und Wissenschaft materialisirt und habt sie glücklich dahin gebracht, die Götter, die Ideale, von den Altären zu stoßen und in dem ungeheuern Mammonstempel, dessen Dach über die Gegenwart sich hinwölbt, den Levitendienst zu verrichten. Aber habt ihr denn ganz und gar kein Auge und kein Verständniß dafür, daß die hochmüthige Verblendung, womit ihr den unausrottbaren idealistischen Zug und Trieb im Menschen entweder als gar nicht vorhanden betrachtet oder demselben doch jede Befriedigung versagt, der pfäffischen Pfiffigkeit Gelegenheit und Raum gab, dieses Triebes sich zu bemächtigen, um ihn wieder in die labyrinthischen Räume der alten finstern Santa Casa hineinzuschmeicheln? Euer Geschäft der Entgötterung und Entgeistung der Gesellschaft florirt, florirt

sehr, kein Zweifel; aber gereicht es denn etwa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, welche so nüchtern kalkulirt und allen Idealismus als „unpraktisch" verspottet, gereicht es dieser praktischen, auf die Errungenschaften der exakten Wissenschaften und auf die Erfolge der Realpolitik so stolzen Zeit wirklich zur Ehre, daß der Menschheit Gewissen verstummt scheint und die „heilige Dummheit" mit unerhörter Frechheit rasende Orgien aufführen darf? Orgien, in welchen der Papstwahnsinn mit der Schamlosigkeit den Infallibilitätskankan tanzt, Orgien, welche im Tollrausche des Afterwitzes „Encykliken" wie jene vom December 1864 in die Welt hinausschreien. Zeugt es wirklich für einen Vorschritt der europäischen Gesellschaft oder aber aller staunenswerthen materiellen Gewinnste und Schöpfungen ungeachtet für einen Rückschritt, wenn ein auf den sieben Hügeln von Rom so lange nur durch bonaparte'sche Bajonnette aufrecht gehalten gewesenes Gespenst des Mittelalters zur Verhöhnung und Beschimpfung von allem, was denkenden, wissenden und redlichen Menschen heilig ist, einen „Syllabus" ausgehen lassen durfte, worin die traurige Botschaft des Kretinismus mit satanischer Ueberhebung als ein Evangelium verkündigt wurde?

Ihr weis't stolz auf die Fülle von mathematischen, naturwissenschaftlichen und technischen Forschungen und Findungen, welche unserer Zeit eigen und deren Werth kein Verständiger unterschätzen wird. Ja, gewiß jeder Mensch von fünf gesunden Sinnen zollt den exakten Wissenschaften seinen begeisterten Dank für die unberechenbar großen Wohlthaten, welche sie zu unserer Zeit mittels ihrer Arbeiten und Erfolge dem Menschengeschlecht erwiesen haben und zu erweisen fortfahren. Aber Menschen von Kopf und Herz können und werden nicht anstehen, die in unseren Tagen sehr laut gewordenen Ansprüche der exakten Wissenschaften auf Alleingeltung, Allmacht und Alleinseligmacherei ganz entschieden zu verwerfen und zurückzuweisen. Die menschliche Gesellschaft lebt denn doch nicht allein von mathematischen Formeln, von Dampf- und Gasbereitung, von Eisenbahnen

und Telegraphen. Die Bestimmung des Menschen geht nicht im Nützlichen auf. Streicht das Schöne und seinen Kult aus dem Leben weg und ihr werdet bald erfahren, daß die Erde nur noch ein Schweinestall. Ein mittels der Thätigkeit eurer exakten Wissenschaften recht utilitarisch sauber und bequem eingerichteter Schweinestall, aber doch immer nur ein Schweinestall, in welchem für Götter, für Begeisterung, für Gefühlsinnigkeit, für Gedankenhoheit und Opferwilligkeit kein Platz ist und nur der eiserne Moloch des Nutzens fühllos seine gräßlichen Hekatomben empfängt.

Der Vorwurf, ausschließlich und hochmüthig zu sein, trifft freilich mehr die Masse als die Spitzen der exakten Wissenschafter, obzwar es nur einem Humboldt gegeben war, Idealismus und Realismus in völlig harmonischem Gleichmaß zu repräsentiren[1]). Allein diese Masse wirkt mittels ihrer Massenhaftigkeit und diese Wirkung läßt sich darin verspüren, daß junge Leute, welche eine algebraische Gleichung zu lösen oder eine Säure herzustellen oder das Nervengeflecht eines lebendig geschundenen Kaninchens bloßzulegen gelernt haben, sich berechtigt glauben, mit der ganzen Ueberhebung der Unwissenheit auf ideale Schöpfungen hinzublicken, welche zu den edelsten Siegen und unvergänglichsten Triumphen des Menschengeistes gehören. Allerdings kann man sagen, es sei gleichgiltig, was Dummlinge sich einbilden. Nicht gleichgiltig jedoch ist, daß die exakte Wissenschaft selber die nöthige Bescheidenheit lerne. Sie könnte, so sie wollte, dieselbe aus der Thatsache lernen, daß alles Schönste, was die Menschheit besitzt, vor der Blüthe der exakten Disciplinen geschaffen wurde. Alle die ewigen, „menschengeschickbestimmenden“ Phantasie-, Gedanken-, Bildner- und Tonwerke, von der Ilias, dem Prometheus, dem Buch Hiob, der Bhagavadgita, dem Parthenon und der Aphrodite von Melos an und bis herab zur Madonna Sistina, zum King Lear, zur Kritik der reinen Vernunft, zum Faust und zur

1) Wer so recht erfahren will, wie, lese neben den „Ansichten der Natur“ das Kapitel „Anregungsmittel zum Naturstudium“ im 2. Bande des Kosmos.

Symphonia heroica, — sie alle und noch zahlreiche ebenbürtige sind geschaffen worden, bevor das über alle maßen gepriesene Millennium der exakten Wissenschaften angehoben hat. Und wann dereinst gar manche der jetzt angestaunten Errungenschaften derselben versunken und verschollen sind, wann auch die Eisenbahnen da sein werden, wo jetzt die kaiserlich römischen Heerstraßen sind, dann wird die Gedankensaat eines Platon und eines Aristoteles noch immer Halme treiben und Aehren reifen, wird die Stimme des Demosthenes noch fortschallen, wird der Zeus von Otrikoli noch immer die Majestät des zum Göttlichen gesteigerten Menschenthums versinnlichen, wird das gewaltige Lied von Sigfrids Ermordung und Kriemhilds Rache noch immer brausen, werden die Flammen von Dante's Hölle noch immer glühen, wird der Nathan noch immer Vernunft und Gerechtigkeit predigen, der Tell Jünglingsherzen höher schlagen machen und Childe Harold sympathische Thränen in Frauenaugen locken.

Ihr sagt freilich: Was soll uns das alles? Nur die Wahrheit macht frei und Wahrheit gibt nur die „exakte“ Wissenschaft. Aber ist es denn nicht fraglich, ob die einseitig betriebene „exakte“ Wissenschaft freie und ganze Menschen und Männer zu schaffen vermöge? Ist es nicht auffallend, daß gerade Träger der exakten Disciplinen häufig genug bereit sind, jedem Machthaber in den Handschuh zu kriechen? Woher kommt es, daß man so manche Rechner und Experimentirer da in der Langohrenschar erblickt, welche die Säcke des Köhlerglaubens andächtig aus der kirchlichen Mühle trägt, oder dort in der Reihe der Hofpudel, welche so vortrefflich zum Aufwarten und Apportiren dressirt sind?

Ihr rühmt euch, auch der Jugend alles unpraktische Phantasiren, Idealisiren und Sentimentalisiren allmälig verleidet zu haben. Aber habt ihr dadurch nicht mit roher Hand den Schmetterlingsflügelstaub von der Menschenseele gewischt? Habt ihr nicht die liebenswürdige jugendliche Begeisterung in widerwärtige Blasirtheit verkehrt? Habt ihr die Jugend nicht gelehrt, die höchste, die einzige Wissenschaft und Kunst sei im Grunde doch die, ein Millionär

oder gar ein Milliarder zu werden, gleichviel wie? Ist die unter euren Auspicien auch von jungen Kehlen mit der ganzen Frechheit erzstirniger Selbstsucht hergebrüllte „zeitgemäße“ Losung: „Regalias, Veuve Cliquot, Loretten und offenbacher'sche Musik!“ etwa edler als die altfränkische: „Freiheit und Humanität“?

Ihr thut endlich groß damit, die Idee des Staates in den Leuten zum Bewußtsein gebracht zu haben. Aber was für eine Staatsidee? Die des ordinären Militär- und Polizeistaats, unter dessen Joch ihr euch selber unterthänigst beugt. Und ist es wirklich unseres Geschlechtes höchstes Ziel, daß wir, statt freie Menschen, d. h. harmonisch entwickelte, selbst sich bestimmende und selbst sich beschränkende Persönlichkeiten zu werden, uniformirte Staatsatome, willenlos brauchbares und verbrauchbares Staatsvieh seien?

Ja, ihr habt es glücklich dazu gebracht, die Götter ins Exil zu treiben. Seht zu, wie weit und wohin ihr mit euren Götzen kommt.

# Messalina.

Meretrix Augusta.
Juvenal. VI, 18.

---

## 1.

Am 24. Januar des Jahres 41 der christlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäsaren eine jener Palastrevolutionen vor sich, wie sie zum Wesen des Despotismus stets gehört haben und stets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derselben und bezeichnen in den Annalen der Knechtschaft mit rothen Mordstrichen die Stellen, wo ein Scheusal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüsteren platzzumachen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal so weit gekommen ist, wie weit es nach den entsittlichenden Gräueln der Bürgerkriege in der kaiserlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemesis darauf sich beschränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer niederträchtig gewordenen Menschheit fühlbar zu machen, daß —

„Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld sei“ [1]).

Oktavianus hatte sich glücklich zum Imperator, Autokrator und Augustus emporgeheuchelt und emporgemordet.

---

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucretius, V, 1223.

Er müßte der Louis Philippe des Alterthums heißen, wenn er nicht einen Zug an sich hätte, welcher dem Prinzen, der seinen bürgerlichen Regenschirm in ein königliches Szepter umzulügen verstand, ehrenvoller Weise abging: — den Zug frostig erbarmungsloser Grausamkeit. Augustus verkaiserlichte Rom, indem er den „Principe“ des florentinischen Staatsschreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederschreibung des Buches meisterlich in Scene setzte. In der Hauptsache ließ er seinen Nachfolgern wenig oder nichts zu thun übrig. Die Canailleisirung des römischen Volkes war vollendet, die Verwandelung des römischen Bürgerthums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des augustischen Zeitalters spiegelt die entsetzliche Raschheit des Verfalls deutlich wider. Vergil, Horaz und Ovid waren Zeitgenossen und doch welch' ein Absturz vom ersten bis zum dritten! Die Seele von Vergils Poesie ist noch die Idee der ewigen Roma gewesen. Der Gedanke der römischen Weltmacht bildet bei ihm den großartigen Hintergrund und da, wo der Pulsschlag seiner Muse am begeistertsten sich hob, hat sie diesen Gedanken als des Dichters höchsten Wunsch in die tapferen Worte gekleidet: —

„Du sei, Römer, bedacht, mit Macht zu gebieten den Völkern!“ [1]).

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das skeptische Evangelium: „Nil admirari!“ gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend seiner Zeit sich hinwegzuheben; aber man sieht ihm doch deutlich genug an, daß er sich etwelchen Zwang anthun mußte, wenn er in seiner hofräthlichen Stellung das Weihrauchsodenfaß vor der Nase des Augustus herumzuschwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Ueberlieferungen der Republik und die römische Staatsidee, in seinen Augen noch groß und

---

1) Tu regere imperio populos, Romane, memento! Aen. VI, 852.

voll über dem Sumpfe des Cäsarismus schwebend, ließ ihn beten: —

„Sonnengott, o könntest du Größ'res niemals
Schauen als Roma!“ [1]).

Dagegen stellt sich im und beim Ovid der Römer der anhebenden Kaiserzeit schon als der vollendete Bruder Lüderlich dar, welcher nur noch seinen Privatneigungen und Privatlastern lebte. Da ist alles Große und Hohe vergessen und verschollen oder höchstens gelegentlich und flüchtig als dichterische Zierat verwendet. Der hochbegabte Poet plätschert mit unsäglichem Behagen — dem Rausche folgte freilich bekanntlich später der Katzenjammer in Tomi — in dem Pfuhl der politischen und sittlichen Fäulniß seiner Zeit umher. Kein Wunder also, daß selbst seine anmuthigste Elegie nur die lüsterne Ausmalung einer frechen Situation ist [2]) und daß der zügellose Präceptor der „Liebeskunst“, im schreiend-charakteristischen Gegensatz zum Vergil und selbst zum Horaz, keinen höheren Wunsch kannte als den, mitten im wildesten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden [3]).

Der Grundstock des Römerthums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Rohheit und der vortretendste Charakterzug im römischen Wesen ist jener brutale Egoismus gewesen, wie er mit solcher bronzestirnigen Frechheit seither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim englischen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands und man wird

1) Alme Sol, possis nihil urbe Roma
Visere majus! Carm. Saecul. II.

2) Aestus erat mediamque dies exegerat horam, cet. Amor. I, 5.

3) Felix, quem Veneris certamina mutua perdunt!
Dî faciant, leti causa sit ista mei!
Induat adversis contraria pectora telis
Miles et aeternum sanguine nomen emat.
At mihi contingat Veneris languescere motu;
Cum moriar, medium solvar et inter opus!
Amor. II, 10, 29 seq.

überall die gleiche gränzenlos selbstsüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derselben infamen Heuchelei. Weil aber das Römerthum in seinem innersten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechische Bildung stets nur eine äußerliche sein und es trat ein, was überall eintritt, wo eine verfeinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: — Fäulniß vor der Reife. In der Brutalität seines Machtgefühls hochmüthig, wie nur die Unwissenheit es zu sein vermag, und unverschämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, schöne, feingebildete, kunstfertige und graziöse Grächia wie eine Sklavin oder höchstens wie eine Maitresse, deren Liebkosungen so ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte sich: sie entnervte ihren Tyrannen.

Es kann keiner Anzweifelung ausgesetzt sein, daß Rom genau in dem Verhältniß, in welchem es sich civilisirte, zugleich auch sich demoralisirte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, sondern nur ein Lotter- und Lasterbett. Daher die wundersame oder vielmehr widerliche Erscheinung, daß die Weltbeherrscherin Roma bei sich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäsarischen Herren nach Lust und Laune herumstampften. Sie mußten verrückt werden, diese Cäsaren. Es war dies so zu sagen eine logische Folge der Prämisse, daß das den Erdkreis beherrschende Volk aller formalen Standes- und Klassenunterschiede ungeachtet in eine charakter- und wissenlose Breimasse zusammengerührt war und mit sklavischer Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelche der Allmacht berauscht, den Kynismus der Menschenverachtung zu einer Art von Kunstwerk gestalteten, wie Tiberius, oder in förmliche Raserei ausbarsten, wie Kaligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödsinns die ihnen erwiesene Vergötterung sich gefallen ließen, wie Klaudius.

Wer von den goldstarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiserliche Roma hinab- und hinaussah, der mußte — falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus besaß — durch allen den kolossalen Reichthum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtstadt das erblicken, was sie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreises her alles „Gräuelhafte und Schandbare“ zusammenfloß [1]). Hier, auf diesem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Industrie sandten, in diesem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau gestellt waren, in diesem Millionendurcheinander, welches aus den Gestalten, Farben, Trachten, Kulten und Lastern aller Völker zusammengesetzt war, in diesem Prachtwald von Tempeln und Palästen, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Kosten einer unterjochten und ausgesogenen Welt gemästet, sein Dasein wie ein unendlich tobendes Bakchanal, wie eine aus der Wollust in die Grausamkeit und aus dieser in jene hinüberspringende Riesenorgie, deren giganteske, mit ungeheuerlicher Verschwendung von Geld, sowie von Menschen- und Thierleben, in Scene gesetzte Prunkakte die Spiele des tosenden Cirkus und der blutdampfenden Arena gewesen sind.

Nichts Göttliches oder Menschliches, was in diesem prächtigen Lupanar, wo die Bestie im Menschen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geschändet, ins Scheußliche und Gräuliche verkehrt worden wäre. Da sah man Kaiser, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiserinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutschande aufreizten. Da pralten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenschmuck im Werthe von Millionen behangen; dort gab ein histrionischer Schürzenstipendiat verbuhlter Prinzessinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gastmahl, wobei die Zuberei-

1) Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Tacit. Annal. XV, 44.

tung einer einzigen der aufgetragenen Schüsseln 6000 Louisd'or gekostet hatte, weil sie ein Fricassée von lauter seltenen, kostspielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monströse, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine rasende Verschwendung das Bizarrste, Barockste, Groteskeste aussinnend, die tollgewordene Lust- und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche sich hinaufschwindelnd. Während hier im Amphitheater Tausende und wieder Tausende von Gladiatoren zur Ergötzung des patricischen und plebejischen Pöbels kunstmäßig sich abschlachteten oder tausende und wieder tausende von mit ungeheuren Kosten aus den fernsten Wildnissen herbeigeholten Bestien naturwüchsig sich würgten, ringelten sich dort im Kaiserpalast, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Rosen der Lust die Vipern des Giftmordes. Die cäsarische Familie ein Knäuel von Scheusäligem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grausenhaft sich verschlangen. Die Blasirtheit der Cäsaren verfiel auf das Absurdeste, wie auf das Grässlichste. Jenen kitzelte es, in Essig aufgelöste Perlen zu verschlingen; diesen, Hirsche, Eber, Löwen und Tiger zum reiten und fahren, Elephanten, Rhinozerosse und Krokodile zum tanzen abrichten zu lassen; einen dritten, seinen Park Abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskirten und als solche verbrauchten Menschen; einen vierten, Pasteten backen zu lassen, deren Füllsel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen bestand. In den Theatern deklamirte, gestikulirte, sang und sprang — und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, sondern auch der Frauen — eine Schamlosigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können. Durch namenlose Frevel zusammengeraffte Reichthümer wurden mittels der Verwirklichung toller Einfälle vergeudet. Dort ließ einer mitten im Meere einen Berg aufthürmen, hier ein anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieser begoß seine Obstbäume mit Wein, jener ließ seine Schafheerden mit Purpurfarbe an-

streichen. Den einen Feinschmecker lüstete es nach Muränen, welche mit Menschenfleisch großgefüttert waren; der andere mochte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer solchen Gesellschaft, deren ganzes Dichten und Trachten, Thun und Treiben an die wüsten Gebilde eines Opiumrausches gemahnt, in diesem kaiserlich-römischen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders sein, als sie waren. Die Römerinnen hatten sich, wie jedermann weiß, überhaupt niemals in einem solchen Zustand unwürdiger Unmündigkeit befunden wie die Griechinnen oder sie hatten sich wenigstens schon frühzeitig von demselben zu emancipiren angefangen und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömische Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle seine Angehörigen die unumschränkteste Gewalt zugestanden, sogar über Leben und Tod. Allein wie die alte römische Familienhaftigkeit selber, so war auch dieses Recht im Verlaufe der Zeit allmälig obsolet geworden. Das kaiserliche Rom vollends war so recht das Paradies der emancipirten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- oder Zügellosigkeit irgend etwas gemein hat. Ganz wesentlich hatte hierzu die Veränderung beigetragen, welche hinsichtlich der Fassung und Führung des ehelichen Verhältnisses vor sich gegangen. An die Stelle der strengeren Formen der römischen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienstschaft des Gatten“ überging[1]), war mehr und mehr eine freiere getreten[2]), welche die höchst wichtige Bestimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zustehen sollte, und außerdem der Ehescheidung allen möglichen Vorschub leistete. Diese Form der Ehe, sehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinarischer Launen, war zur Kaiserzeit gäng und gäbe. Sie

1) „In manum mancipiumque mariti convenire.“
2) Matrimonium justum sine conventu in manum.

emancipirte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die also rechtlich emancipirten gesellig sich zur denkbar möglichsten Skalahöhe der Emancipation hinaufschamloseten.

Um den Gegensatz in der Sittengeschichte der römischen Frauenwelt früherer und späterer Zeit in seiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Kornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Messalina gegenüberzustellen. Indessen reichen die Anfänge der Frauenverderbniß weit genug in die Zeiten der Republik zurück und es ist kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichthum zunehmende Luxus seine entsittlichende Wirkung auf das weibliche Geschlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müssen eine lascive Malerei und Skulptur, sowie die geilen Schaustellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römischen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarsten Juvenal, dessen Satirik allerdings ein Hohlspiegel ist, aber im Ganzen und Großen doch sicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Wesen hohlspiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege stand die Saat raffinirter Geschlechtssünden bereits in üppiger Blüthe. Wie die Wüstlinge des Zeitalters der Petites Maisons und der Parcs aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und sein Kompagnon Casanova, etwas darein setzten, Nonnen zu verführen, so gingen die der römischen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Vestalinnen aus. Solches erzählt z. B. Sallust von dem schon im ersten Jünglingsalter grundlüderlichen Katilina. Die Geschichte der Verschwörung dieses aus dem Griechischen ins Römische übersetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erschreckende Verlotterung des römischen Frauenthums. Schon Sallust klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuschheit feilböten,“ und sein jüngerer Zeitgenosse Horaz, der doch wahrlich nichts weniger als ein moralischer Eiferer

gewesen ist, hat in seiner schönen Ode „An die Römer" also sich ausgelassen: —

„Noch unreif lernt die Jungfrau ionische
Schamlose Tänze; wird in der Buhlerkunst
Früh ausgebildet; sinnt, kaum mannbar,
Schon auf die sträflichsten Liebeshändel;
Sucht dann, indeß der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheschänder und wählt nicht erst,
Mit wem sie sonder Licht und Zeugen
Rasch die verbotene Wollust treibe.
Wohl auch mit Wissen und Willen des Gemahls
Steht sie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der spanische Pilot, ein bess'rer
Zahler der Schande, sie zu sich fordert"[1]).

Wieder ein jüngerer Zeitgenosse, Properz, hat, obgleich ein feurigster Sänger der Liebe, in diesen strengen Tadel der Zuchtlosigkeit seiner zeitgenössischen Landsmänninnen eingestimmt. Hier in Rom, sagt er —

„Hier ist ganz treulos das Geschlecht der Gattinnen; keine
So wie Euadne treu, noch wie Penelope keusch"[2]).

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naso findet nämlich die Lüderlichkeit der römischen Damen allerliebst und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen: Keusch ist nur die, deren noch keiner begehrte; und wenn sie nicht zu linkisch wäre, würde sie sich wohl selbst antragen." Welche moralische Pest mußte da grassiren, wo ein beliebtester Poet lachend sagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menschen gereicht der Ehebruch seiner Frau zum Aergerniß, nur einem bäuerischen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton ist unter Leuten von Welt"[3]) . . .

---

1) Sallust. Catil. 13, 15. Hor. carm. III, 6, 21 seq.
2) Propert. III, 13, 23.
3) Ludite, formosae, casta est quam nemo rogavit:
Aut si rusticitas non vetat, ipsa rogat.
Amor. I, 8, 43.

So die Zeit, in welcher das nachstehende Stück römischer Kaisergeschichte spielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta“ erwuchs.

---

## 2.

Gajus Cäsar Kaligula hatte, auf dem Kaiserthron aus einem wüsten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchlose gethan, was eine vor Frevelfreude tollgewordene Phantasie zu ersinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wütherichs hatte die Niederträchtigkeit seiner Unterthanen so sehr entsprochen, daß der bekannte Tigerwitz des Kaisers: „Oh, hätte doch das römische Volk nur einen Hals!“ nicht so ganz unverzeihlich erscheinen mag.

Jetzt, am 24. Januar des Jahres 41, saß er — ein hochgewachsener Mann, dünnschenkelig und außerordentlich dickbauchig, glatzköpfig und starkbärtig, mit unter der breiten und düsteren Stirne tiefeingesunkenen und unheimlich glühenden Augen[1]) — in der kaiserlichen Loge des Theaters, welches neben dem Palatium zur Gedächtnißfeier des Augustus und der Livia eigens erbaut worden war. Als die Vorstellung zu Ende, nach 12 Uhr Mittags, erhob sich der Kaiser, um sich durch einen unterirdischen Korridor zum Frühstück nach dem Palast zu begeben. Sein Oheim Klaudius und sein Schwager Vinicius schritten ihm vorauf, während eine Anzahl von Stabsofficieren und Hauptleuten der Prätorianer in dem engen Durchgange sich um den Kaiser drängte, scheinbar diensteifrig, um den Zudrang des

---

Rusticus est nimium quem laedit adultera conjux
Et notos mores non satis urbis habet.
Amor. III, 4, 37.

1) Sueton. Caligula, 50.

Publikums abzuhalten. Kaligula blieb stehen, um eine Truppe von Knaben zu mustern, welche man im europäischen und kleinasiatischen Griechenland gepreßt und nach Rom geschleppt hatte, damit sie daselbst einen auf den Kaiser gedichteten Lobgesang absängen. Während er mit den Knaben sprach, warfen die ihm zunächst Stehenden, der erste Kammerherr Kallistus und die Gardeobersten Kassius Chärea und Kornelius Sabinus, einander bedeutungsvolle Blicke zu, und als der Kaiser weiterging, lockerten die Centurionen unvermerkt ihre Schwerter in den Scheiden. Sabinus trat in straff-dienstlicher Haltung an Kaligula heran und erbat sich die Parole des Tages. „Jupiter!" gab der Kaiser zur Antwort, worauf Chärea rasch: „Nimm das von ihm!" dem verwundert nach ihm Umblickenden mit dem Schwerte die Kinnlade durchhauend. „Und das und das!" schrieen die Gardeofficiere, tumultuarisch auf den zu Boden Gestürzten sich werfend und demselben mit mehr als dreißig Wunden das Garaus machend. Zu spät eilten die Soldaten von der germanischen Garde Kaligula's zu seiner Rettung herbei, in ihrer blinden Wuth niederhauend, wer ihnen gerade in den Weg kam. Es ist ja eine traurigste Thatsache, daß Michel Nebelheimer vor Zeiten überall mit dabei sein mußte, wo es ein Fechten für Despoten gab. Um aber die Ermordung Kaligula's möglichst im kaligulaischen Stile zu Ende zu bringen, schlachteten die Verschworenen dem Ermordeten auch Weib und Kind nach. Ein Hauptmann erstach die Kaiserin Cäsonia, ein anderer zerschmetterte der kleinen Prinzessin den Kopf an der Mauer [1]).

Die Nachricht vom Tode des Scheusals gab das Signal zu einer kläglichen Posse. Zu einer Posse, welche deutlich macht, wie sehr das kolossale Fratzenbild der cäsarischen Roma zur Vollendung noch dieses Zuges bedurfte, daß des Augustus diabolisch-höhnische Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikanischen Staatseinrichtungen hatte fort-

1) Cass. Dion, Hist. rom. LIX, 92. Sueton. Cal. 58, 59.

bestehen lassen und auf seine Nachfolger vererbte. Die „Konsuln" beriefen den „Senat" auf das Kapitolium und diesem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit" und die „Republik" wieder herzustellen, in diesem Lasterpfuhl von Rom, wo nur noch zwischen Säbelbrutalität und Anarchiegräuel die Wahl sein konnte. Etliche Gardesoldaten machten der Komödie, die übrigens selbstverständlich weit mehr eine in Worten als in Handlungen war, ein Ende. In der Absicht, die allgemeine Verwirrung zum plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiserpalast und fanden hier den Prinzen Klaudius, den Oheim des ermordeten Kaisers. In einer nicht sehr imperatorischen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, stammelnde Tropf hatte sich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum Explodiren gekommen, in das Solarium des Hermes-Pavillon hinaufgeflüchtet und dort zwischen dem Doppelvorhang des Eingangs versteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat Namens Gratus, zog den Zitternden aus seinem Verstecke hervor und erkannte den kaiserlichen Prinzen.

Der prinzliche Fex — denn dieses Wort zieht am richtigsten die Summe seiner Persönlichkeit — fiel dem Gardisten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der „Barbar" aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator". Dann rief er seine Kameraden herbei, welche den also von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles") fabrizirten Kaiser auf eine Sänfte hoben und denselben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweil machte der Senat, was derartige konstitutionelle Versammlungen, wann der „liberale" Geist über sie kommt, zu machen pflegen: — Phrasen. Als daher am folgenden Tage die Gardesoldaten, nachdem ihnen der stammelnde Klaudius ein Trinkgeld von 750 Thalern auf den Mann ve . . . ve . . . versprochen hatte, den Prinzen förmlich zum „Imperator urbis

et orbis“ ausriefen, war von Widerstand überall nicht die Rede und begrüßte die sklavische Menge, zu welcher die „römischen Bürger“ zusammengequirlt waren, den neuen Herrscher mit jubelndem Zuruf [1]).

3.

Es war nicht gerade einer der schlimmsten Cäsaren, wohl aber einer der dümmsten, obgleich oder auch weil er, so zu sagen, ein Gelehrter gewesen ist. Seinen Vater Drusus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Oktavianus Augustus geboren, man weiß nicht recht, ob diesem oder aber ihrem ersten Manne Tiberius Klaudius Nero, welchem der Cäsar sie entrissen hatte. Deßhalb pfiffen römische Spottdrosseln um dieses Kindbett der Livia her den griechischen Vers: —

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!“

Drusus, dessen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutschland war, heiratete Antonia, des Markus Antonius und der Oktavia Tochter, also eine Nichte des Augustus, und diese seine Frau gebar ihm als drittes Kind i. J. 10 v. Chr. zu Lyon den schwächlichen, kränklichen Klaudius, der von früh auf in seiner Familie für einen Simpel galt und als solcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu sagen, er sei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geschlagen, nicht fertig genäht“, und wenn sie Einen der Simpelhaftigkeit bezichtigen wollte, bediente sie sich des Ausdrucks, er sei noch dümmer als ihr Sohn Klaudius [2]). Mit, wo

---

1) Josephus, Antiquit. Jud. XIX, 2, 3. Sueton, Claudius, 10.

2) Mater Antonia portentum eum hominis dictitabat, nec absolutum a natura, sed tantum inchoatum, ac si quem socordiae argueret, stultiorem aiebat filio suo Claudio. Sueton, Claudius 3.

möglich, noch größerer Verachtung wurde der skrophulöse Junge von seiner Großmutter, der Kaiserin Livia, behandelt, und was seinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermuthlichen wirklichen Großvater, den Augustus, betraf, so machte er den armen Klaudius con amore zur Zielscheibe seiner Spottsucht. Es existiren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten“, als einen „Tropf“ und „Kretin“ bezeichnete [1]).

Hieraus erhellt, daß die kaiserliche Würde in der Person des Klaudius, welcher, weil sein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, i. J. 19 n. Chr. gestorben, nach Ermordung seines Neffen Kaligula der „legitime“ Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräsentirt gewesen ist. Schon die körperliche Erscheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beständiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten“ war keineswegs imperatorisch. Sein langer und gedunsener Oberkörper saß schlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, so daß sein Gehen nur ein garstiges Wackeln („foeda vacillatio“). Beim Sprechen stammelte und stotterte er. Das gichtische Zittern seines Kopfes, seine Triefnase und sein Geifermund machten ihn geradezu abstoßend. Im Zorne oder sonst aufgeregt sei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze gewesen [2]).

An Geist ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er schriftstellerte fleißig, in lateinischer und mehr noch in griechischer Sprache, schrieb „tyrrhenische“ und „karthagische Untersuchungen“, ferner ein Buch über die Brettspielkunst, war stark in Citaten, vermehrte das römische Alphabet um

---

1) Ibid. 4: — „Sin autem *ἐλαττῶσθαι* sentimus eum *καὶ βεβλάφθαι καὶ εἰς τὴν τοῦ σώματος καὶ εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀρτιότητα*“ . . . In einer andern in demselben Kapitel mitgetheilten Epistel nennt der Kaiser den Prinzen einen „misellus“.

2) Ibid. 21, 30. Dion, LX, 2: — „*Τὸ δὲ δὴ σῶμα νοσώδης, ὥστε καὶ τῇ κεφαλῇ καὶ ταῖς χερσὶν ὑποτρέμειν, καὶ διὰ τοῦτο τῷ φωνήματι ἐσφάλλετο.*“

drei von ihm erfundene Buchstabenzeichen und ließ seine „Geschichtewerke" öffentlich durch Liktoren vorlesen, was für die lieben Unterthanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe gewesen ist als für die eines deutschen Monarchen neuerer Zeit die unterthänigsttreue Lesung der königlichen „Gedichte". Auch im Regieren war er stark: — es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsordres ausgehen ließ; darunter eine, worin den getreuen Unterthanen befohlen wurde, „auf die bevorstehende Weinlese hin die Fässer gut zu verpichen", und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wissen, daß gegen Vipernbiß nichts so gut wie Taxusbaumsaft." Ebenso pflichteifrig erwies er sich in Erfüllung richterlicher Pflichten, und wie er als Prinz der Hänselpeter seiner Familie gewesen, so trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal sitzenden Kaiser die Advokaten ihren Ulk. Ein prozessirender Grieche warf sogar in der Hitze seines Plaidoyer eines Tages dem Richter-Kaiser das Wort: „Du bist ein alter Esel!" in den Bart und eines andern Tages ein fälschlich angeklagter römischer Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf [1]).

Als vortretende Züge in dem Charakter des Klaudius bezeichnet Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grausamkeit, von demselben Zeugen betont, ganz gut sich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in seiner Gegenwart vollziehen zu lassen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenspiel der sterbenden Gladiatoren zu studiren. Außerdem war er unmäßig im Essen und Trinken und maßlos im Wollustgenuß [2]). Aus seiner Feigheit, seiner Trunksucht und seiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem seine Umgebung den Kaiser-Simpel führte, ihn, der, nach Dions Ausdruck, der „Gebieter Roms und des Römerreiches gewesen ist und doch

1) Sueton., Claud. 15, 16, 41, 42.

2) Ibid. 33. „Libidinis in feminas profusissimae." Es ist sehr charakteristisch für die damaligen Sitten, d. h. Unsitten, daß Sueton trocken hinzufügt: „Marium omnino expers."

nur ein Sklave" [1]). Es paradirt in der modernen Geschichte eine königliche Majestät, mit welcher diese römisch-kaiserliche eine ganz auffallende Aehnlichkeit hat: — Jakob der Erste, der stammelnde, geifernde, geile, feige, blödsinnig-gelehrte Tropf von Stuart.

---

## 4.

Man muß gestehen, daß Klaudius so, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden; wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu sein. Seine Verlobungs- und Heiratsversuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erste Braut Aemilia Lepida mußte er auf einen Wink des Augustus hin verstoßen; seine zweite, Livia Medullina, starb an dem zur Hochzeit festgesetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ er sich „um unbedeutender Händel willen" von ihr scheiden, nachdem sie ihm einen Sohn (Drusus) und eine Tochter (Klaudia) — deren eigentlicher Vater aber der Freigelassene Boter war — geboren hatte. Sein zweiter, mit Aelia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren hatte, mußte er sich ihrer „schmachvollen Ausschweifungen" wegen von ihr scheiden. Jetzt verschritt er dazu, in dritter Ehe seines Vetters Barbatus Messala Tochter zu heiraten, die Valeria Messalina, welche ihm eine Tochter (Oktavia) und einen Sohn (Britannikus) gab und den schon vorher sattsam gehörnten Kaiser der Römer glücklich zum Kaiser der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Kallistus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem ersten Geheimschreiber Narcissus und dem Hofschatzmeister Pallas

---

1) Dion, l. c.

beherrschte Messalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß schön gewesen sein, dieses Weib, schön wie die Sünde, lockend wie eine wollustschwere Sommernacht, bestrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geist. Eine verzehrende Sinnlichkeit ist ihres Lebens Lust und Qual gewesen. Eine durch und durch dämonische Natur, hat sie sich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menschlichkeit lachend hinweggeschwungen und hat sich in ihre beispiellose Schamlosigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige asiatische Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Messalina zur geschichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörperung der Unzucht geschaffen und eine gleich bizarre Laune des Schicksals hatte dieses Geschöpf auf einen Weltthron gesetzt. Und wie der Zug kalter Grausamkeit, so durfte auch der Zug dämonischen Humors diesem reizenden Gräuel von Weib nicht fehlen, um dessen Aehnlichkeit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Russland zu vollenden. In den Abscheu vor diesen drei Kaiserinnen mischt sich aber doch unwillkürlich ein leises Mitleid, welches uns zuflüstert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müsse doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organisation entlodert sein.

Physiologisch also läßt sich das Räthsel der Erscheinung Messalina's zur Noth erklären. Zu einer *psychologischen* Lösung fehlt uns leider ein Schlüssel, wie uns für *ihre* Person Katharina die Zweite in ihren eigenhändigen Memoiren einen solchen hinterlassen hat. Ohne Zweifel würde Meister Tacitus im 9. oder 10. Buch seiner Annalen das Werden und Wachsen Messalina's unserer Vorstellung anschaulich nahegebracht haben; allein bekanntlich sind diese Bücher sammt den zwei vorhergehenden verloren gegangen. Für diesen Verlust bietet weder der fleißige, aber geistlose Antiquar Sueton noch der charakterlose Flachmaler Dion Ersatz, und was den Juvenal an-

langt, so zeichnet er uns, wie jedermann weiß, nicht die werdende Messalina, sondern nur das fertige satyriasistische Laster.

Daß und wie sie das werden konnte, ist freilich bei alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Klaudius mußte sich in der Frau des Klaudius die Anlage des Dämonisch-Bösen rasch und gewaltig entwickeln. Ein junges schönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, sehr vernachlässigter Erziehung, ohne eine Spur von sittlichem Fond, hoch- und übermüthig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt" verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs, — was Wunders, daß sie den Taumelkelch, nachdem sie ihn einmal an die Lippen gebracht hatte, bis auf den Grund zu leeren dürstete? Sie sah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen und sie zögerte nicht, sich wie eine Tigerkatze auf dieselbe zu stürzen, um die tollsten Eingebungen einer sicherlich schon frühzeitig und vollständig vergifteten Phantasie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn Wollust und Grausamkeit erscheinen in Messalina so recht zu siamesischen Zwillingsschwestern zusammengewachsen und in dem ganzen Thun und Treiben der „Meretrix Augusta", wie Juvenal sie so unübertrefflich bündigwahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abstoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erst dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgesogen ist.

---

## 5.

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbesondere Messalina es war, welche in der schwachen Hand

des Klaudius den kaiserlichen Mordstahl lenkte. Die Ausrottung der alten Aristokratie Roms, schon durch Augustus grundsätzlich begonnen, durch Tiberius systematisch fortgesetzt, durch Kaligula wahnwitzig-blutdürstig weitergeführt, hatte auch unter Messalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge“ anderer Bürger sind unter dieser Regierung hingeschlachtet worden [1]). Das Motiv der vorragendsten Morde war stets die Gier der Kaiserin nach rastlosem Wechsel im Sinnengenuß. Die Liebe — falls es erlaubt ist, dieses Wort zur Bezeichnung von so Verworfenem zu mißbrauchen — die Liebe dieses Weibes wurde tödtlich, so oder so. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerstand! Ihr Haß tödtete, ihre Gunst befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzessin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo die Frau des Markus Vinicius, welche der Kaiserin doppelte Veranlassung zum Hasse gab. Denn die Prinzessin näherte sich in auffallender Weise ihrem Oheim Klaudius und Messalina war nicht gewillt, den Kaiser-Simpel unter den Einfluß einer schönen und als sehr gefällig bekannten Nichte gerathen zu lassen; sodann begehrte sie selbst des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Klaudius als Ehebrecherin verklagt — insbesondere des Ehebruchs mit dem philosophirenden Zweiächseler Seneka — und der Kaiser gezwungen, daraufhin erst den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tödtung seiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der sich ihm anbietenden Messalina sich versagte, ließ sie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangesehener Mann, welchen Klaudius von der Statthalterschaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in seine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Messalina, zur Frau zu geben. Die Kaiserin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters

1) Seneca, ad Lucil. X, 14. Sueton, Claud. 29.

lüstern, trug sich ihm an. Die Linkischkeit („rusticitas"), welche wir den Ovid an den wenigen keuschen Damen seiner Zeit verhöhnen hörten, war also kein Fehler der Kaiserin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verstehen. Sofort verschwor sich die rachgierige Mänade mit dem Geheimschreiber Narcissus zum Verderben Silans, welchen Klaudius auf eine ganz alberne Vorspiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der schöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Ballettänzer Mnester, vormals Lustknabe Kaligula's, jetzo zum Liebhaber Messalina's gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältnisses deutlich erkennend, den schamlosen Anträgen der Kaiserin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile so in ihn verschossen, daß sie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palast eingesperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Ballets und der kaiserliche Hahnrei Klaudius verwunderte sich selber höchlich über das Nichtauftreten Mnesters, er, welchem man das stadtkundige Skandal des Lebenswandels seiner Gemahlin nicht mitzutheilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüthen („ob saevitiam") Messalina's [1]). Es muß fürwahr eine tollkomische Scene gewesen sein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiser die Frage richtete, warum denn Mnester nicht mehr aufträte, und Klaudius zur Antwort gab, er wi . . . wi . . . wisse es nicht, er kö . . . kö . . . könne nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä . . . Tä . . . Tänzer nicht bei sich. Was das für ein Zischeln und Flüstern und Kichern und wohl auch herausplatzendes Lachen verursacht haben muß! Uebrigens hatte Mnester das Unglück, der Zwangsliebhaber Messalina's gewesen zu sein, später bei ihrem Verderben mit seinem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in seiner Todesstunde den Kaiser

---

1) Tacitus, Annal. XI, 12.

erinnerte, sich nur auf dessen ausdrücklichen Befehl der Messalina „zur Verfügung“ gestellt (se dedisset), welchen Befehl das freche Weib dem Stumpfsinnigen abzulisten gewußt, lügend, Mnester weigere sich, vor ihr zu tanzen [1]).

Müde des Anblicks einer Gesellschaft, deren Dasein dem Mitlebenden Seneka zufolge nur „ein Zusammenhausen wilder Bestien“ war, erquickt sich das Auge gerne an der berühmten Episode von Pätus und Arria, welche aus diesem grundlosen Pfuhl gleich einer grünen Insel emporsteigt . . . In despotisch mißregierten Staaten erheben sich Verschwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, sondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil sie die einzigen Korrektive der Tyrannei sind. Wir müssen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römischen Aristokratie, Annius Vinicianus und Furius Kamillus, zum Umsturz der Herrschaft des Klaudius, d. h. der Messalina stifteten, ein patriotisches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigstens in seinen besten Tendenzen hoffnungsloses war. Es mißlang, zunächst deßhalb, weil dem Kamillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten seines Armeekorps alsbald den Gehorsam versagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikanischen Verfassung sprach. Damit, murrten sie, würden für sie die Tage des Müssiggangs und Wohllebens vorüber sein. Kamillus, verrathen und verlassen, gab sich selber den Tod. Vinicianus that ebenso. Gegen die übrigen Verschworenen erhob sich eine unerbittliche Verfolgung und Messalina und ihr erster Handlanger, der Kammerherr und Geheimschreiber Narcissus, sie benutzten eifrigst die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Personen, obzwar dieselben dem Komplotte ganz fremd, Tod oder Verbannung verhängen zu lassen. Klaudius, welcher sich während der kurzen Dauer eines Scheins von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte,

1) Dion, l. c. 14, 27, 28. Tacitus, l. c. 26.

der er war, stotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze sein kaiserlich „Fi . . . Fi . . . Fiat“. Den Konsular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverschworenen, traf das Urtheil, sich selbst zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt seine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelsten Stils geschildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchstößt sich damit die Brust, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh', lieber Pätus, es thut nicht weh!“ Ermuthigt durch ein so glorreiches Beispiel, durchbohrt er sich und stirbt. Der heldischen Frau aber stillt man das strömende Blut, verbindet ihre Wunden und will sie zwingen, zu leben. Sie aber sagt: „Ich folge dem Gatten!“ und als ihr Tochtermann Pätus Thrasea sie fragt: „Also wolltest du, daß deine Tochter auch also mit mir stürbe, falls ein gleiches Loos mich träfe?“ gibt sie zur Antwort: „Allerdings, falls sie mit dir in so langer und inniger Verbindung gelebt hätte wie ich mit Pätus.“ Man bewachte sie, aber eines Tages sprang sie unversehens vom Lager auf und zerschellte sich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht gesagt, daß ich sicherlich den Weg zum Tode finden würde?“ Es wäre zu wünschen, daß ein besserer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabschrift der Arria verfaßt hätte: —

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das sie der eigenen Brust lächelnd soeben entzog:
Sei du, spricht sie, getrost! Die Wunde, die meinige, schmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich die, welche du, Pätus, dir schlägst“ [1]).

---

1) Seneca, De ira, II, 8. Dion, l. c. 15, 16. Plinius jun., Epist. III, 16. Martialis, Epigr. I, 14.

6.

Derweil schritt die Kaiserin auf der Bahn der Ausschweifung bis zur äußersten Gränze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unersättlichkeit genugzuthun, unterließ sie auch nicht, zugleich mit dem Kaiser-Simpel von Gemahl übermüthigen Scherz zu treiben, indem sie, die Nächte mit ihren Buhlern durchschwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Kalpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamirung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, sondern vielmehr ein teufelischer Trieb zur Unheilstifterei, wenn Messalina, das kaiserliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchsten Gesellschaftskreise zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu Ehebrecherinnen zu werden und in gräulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht" zu ringen, welche freilich ihr selbst sogar eine verrufenste Vettel — wie der ältere Plinius bezeugt hat — nicht streitig zu machen vermochte [1]).

Und damit noch nicht genug. Es stachelte sie, in dem gemeinsten Unflat der Lüderlichkeit sich zu wälzen. Gelangweilt — mit Tacitus zu reden — gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecherischen Genüsse, sank sie in unerhörtes Laster hinab [2]). Nächtlicher Weile verließ sie heimlich den Palast, um in einem der zahllosen Lupanarien Roms unter dem Namen Lycisca als Priesterin der Venus Vulgivaga für Geld zu dienen. Juvenal hat dieses „unerhörte Laster" an der schrecklichsten Stelle seiner schrecklichen sechsten Satire beschrieben, er, welcher, unter der

---

1) Dion, l. c. 18, 31. Plinius, Hist. nat. X, 63: — „Messalina, Claudii Caesaris conjux, regalem existimans palmam, elegit in id certamen nobilissimam (sic!) e prostitutis ancillam mercenariae stirpis, eamque nocte ac die superavit quinto ac vicesimo concubitu."

2) Tacitus, l. c. 26. — „Jam Messalina, facilitate adulterorum in fastidium versa, ad incognitas libidines profluebat."

Regierung des Klaudius geboren, als ein Zeitgenosse der „Meretrix Augusta“ betrachtet werden darf. Es ist das Gräßlichste, was jemals über ein Weib ausgesagt worden, und es muß Wahrheit sein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in sich selbst tragend, nicht erfunden sein kann[1]).

Mitten in diese beispiellosen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raserei gränzende Leidenschaft“ Messalina's[2]). Diese Leidenschaft, deren Gegenstand Gajus Silius war, der „schönste junge Mann Roms“, entwickelte sich, die Kaiserin ins tausendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhaftesten Kapitel der Weltgeschichte, welches mit anderen Worten als denen des Tacitus erzählen zu wollen vermessen und lächerlich sein würde . . . Um des neuerkorenen Buhlers sich zu bemächtigen, zwang ihn Messalina, seine Gemahlin Junia Silana zu verstoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Mensch gewesen sein, der schöne Silius; denn er sah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „seines Verderbens gewiß, so er widerstände, und bei dem großen Vortheil, welcher dabei war, suchte er den Trost darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen“. Messalina ihrerseits gefiel sich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamlosigkeit in dieses Verhältniß hineinzutragen. Sie besuchte ihren Liebhaber, den sie mit Schätzen und Ehrenstellen überschüttete, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge in seinem Hause, so daß daselbst der kaiserliche Haushalt und Hofstaat zu sehen war, als wäre er des Buhlers Erbschaft und Eigenthum.

Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinirend, wollte das ungeheuerliche Weib etwas, was noch gar nie dagewesen war: — bei Lebzeiten ihres Fex von Gemahl einen förmlichen und feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Darnach gelüstete sie alles

---

1) Juvenal, VI, 115 seq.
2) Novus et furori proximus amor. Tacit. l. c. 12.

Ernstes und zwar „um der Größe der Ruchlosigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Lüderlichkeit ist". Nebenbei mag freilich zu diesem Exceß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß sich ein messalinischer Lebenswandel in die Länge nicht mehr straflos fortführen ließe. Sie besaß übrigens, das muß man ihr nachsagen, vollauf den Muth der Frevelhaftigkeit und sie muß denselben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieser seine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man sich einmal in offenkundige Missethaten eingelassen hat, so ist es das Klügste, zur Tollkühnheit seine Zuflucht zu nehmen."

Tacitus hat in Fortführung seiner Erzählung gesagt, er wisse wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung an einem bestimmten Tage, unter Zuziehung von Zeugen zur Besiegelung des Ehekontrakts, mit des Kaisers Gemahlin zur Heirat zusammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe und daß endlich nach angerichtetem und im Beisein von Gästen eingenommenem Hochzeitmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden sei. Aber der strenge Geschichtschreiber fügt ausdrücklich die Versicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geschöpft und nur Thatsächliches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Messalina's Charakter angesehen, nicht ganz unglaubhaft erscheint, was Sueton meldet: — daß sie nämlich in humoristischer Tolldreistigkeit gewollt und durchgesetzt habe, Klaudius sollte ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mitunterzeichnen, was der Simpel wirklich gethan, nachdem man ihm weisgemacht, diese Heirat sei nur eine Scheinceremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden[1]).

1) Sueton, Claud. 26, 29. Tacitus, l. c. 12, 26, 27.

## 7.

Jetzt aber schlug die Krisis plötzlich in eine Katastrophe um; denn der Frevlerin versagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Minister — (man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibische Stellung dieser Höflinge bezeichnen soll) — Kallistus, Pallas und Narcissus sahen den Vorschritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachsendem Bedenken und Argwohn, und als die Peripetie des Stückes in Scene gegangen, überkam die Drei und ihren Anhang die nicht grundlose Befürchtung, sie könnten, so Messalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge beiseite gestellt oder wohl gar hingeschafft werden, „wo kein Tag mehr scheint". So etwas ließ sich allerdings der Kaiserin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbesondere Narcissus, waren zu erfahrene, gewandte und entschlossene Schurken, als daß sie das Bedrohliche sich allzunahe hätten auf den Leib rücken lassen. Kallistus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderst einen Versuch machte, Messalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narcissus, erkennend, daß bei der reißend schnellen Entwickelung der Sachen zum Diplomatisiren keine Zeit mehr wäre, arbeitete sofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin sah.

Eine jener religiösen Ceremonien, deren das römische Staatspfaffenthum so viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Klaudius nach Ostia. Diese Abwesenheit des armen Simpels wollte Messalina benützen, um als echte Bakchantin in höchstem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgiensippschaft im Palatium zu Rom das Weinlesefest zu begehen. Aber auch Narcissus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Ostia gewann er die beiden Maitressen des Kaisers, Kalpurnia und Kleopatra, für seinen Plan und unterwies sie in der bei Ausführung desselben ihnen übertragenen Rolle. Diese bestand

darin, ohne Verzug die kaiserliche Majestät in das öffentliche Geheimniß Allerhöchst Ihrer ungeheuerlichen Hahnreischaft einzuweihen. Nachdem also Klaudius in Ostia sein Staatsopfergeschäft abgemacht hatte, warf sich ihm die Kalpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufschrei: „Unerhörtes ist geschehen! Deine Gemahlin Messalina hat mit dem Gajus Silius Hochzeit gemacht!“ Kleopatra bestätigt diese Neuigkeit und der angedonnerte Cäsar würgt nur langsam das Wort heraus: „Ho ... ho ... holt mir den Na ... Na ... Narcissus.“ Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregister der Kaiserin dem maulaufsperrenden Stotterer, also seine Enthüllungen beschließend: „Verzeih', o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausschweifende Leben Messalina's dir so lange verhohlen habe. Ich sah darin keine Gefahr, so lange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius u. s. w. sich begnügte. Allein mit Silius ist es ein ganz ander Ding. Du mußt wissen, o Herr, daß du ein geschiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Messalina's mit Silius zugeschaut, und so du dich nicht sputest, ist der neue Gemahl deiner Frau Meister der Hauptstadt und des Reiches ...“ Selbstverständlich benahm sich der Jammermensch von Imperator unter so gethanen Umständen jammerhaft. „Bi ... bi ... bin ich noch Kaiser? Oder ist Si ... Si ... Silius bereits als solcher ausgerufen?“ stammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narcissus und der von diesem rasch herbeigerufene Gardegeneral Lusius Geta sagten, was er zu thun hätte, d. h. andere thun lassen sollte.

Derweil tobt zu Rom das messalinische Bakchanal. Sich überbietend in Ausgelassenheit feiert die Kaiserin ihr Winzerfest. Die Kelternbäume knarren, die Kufen überströmen von Most. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Messalina selber, die langen schwarzen Haare fliegend, schwingt, die schönste und keckste der Mänaden, den Thyrsusstab. Ihr zur Seite Silius, den Epheukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen

einherwankend gleich einem Berauschten unter dem jauchzenden Getöne der bakchischen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Festgäste, Vettius, auf einen hohen Baum und auf die Frage: „Was siehst du da oben?" ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Ostia herzieht."

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwischtes Scherzwort, welches durch die Ereignisse nachmals zu einer Weissagung gestempelt wurde? Wahrscheinlicher doch wohl die erste, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher sich unterdessen wirklich in Ostia zusammengezogen hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerschlag. So aber wirkte es, die liederliche Festsippschaft nach allen Seiten hin zerstäubend. Von allen den Messalinariern, den Silius inbegriffen, welche so dreist eine Thronrevolution geplant hatten, versuchte kein einziger, das hereinbrechende Geschick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: so schmachvoll war dieses Römerthum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die messalinischen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verschont, aus Rücksicht auf seinen Oheim, und der schandbare Cäsonius „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria."

Die Kaiserin hatte sich vom gestörten Winzerfest hinweg nach ihrer Villa im lukullischen Parke begeben und von da machte sie sich, nachdem sie die Fürbitte der ältesten Vestalin beim Kaiser nachgesucht und zugesagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Ostia auf, um den Idioten von Gemahl zu beschmeicheln. Aber schon ging von der vor wenigen Stunden noch Allmächtigen der scheuchende Pestgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrscheinlich Sklaven, gefolgt, schleppte sie sich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Thore angelangt, froh sein, einen elenden Karren, zum Wegschaffen des Unraths aus

den Gärten bestimmt, besteigen zu können, um dem von Ostia heimkehrenden Kaiser entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Theilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebenswandels alle früheren Rücksichten überwog.“ Zu deutsch: der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles Schandbarste gerne nachgesehen und verziehen; der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man nichts. Es ist wunderbar, wie in solchen Fällen die Menschen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiser-Simpel auf dem Wege zwischen Rom und Ostia zu sprechen, so würde sie ihn ohne Zweifel zu sich herüber und ihre sämmtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narcissus wußte das wohl und hielt daher den Klaudius festgepackt, indem er die Rückreise nach der Hauptstadt auf demselben Tragsessel mit ihm machte. Als nun Messalina herankam und schon von ferne dem Cäsar zurief, er solle, müsse und werde die Mutter des Britannikus und der Oktavia hören, da überschrie sie der Kammerherr, nannte sie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaisers eine schriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Klaudius, der keiner Pergamentrolle widerstehen konnte, vertiefte sich eifrigst in diese Lesung. Narcissus beeilte den Weiterzug und so ging diese Begegnung erfolglos für Messalina vorüber. Auch ein Versuch, den Kaiser nach seiner Ankunft im Palatium zu Rom durch den Anblick seiner zwei Kinder zu Gunsten der Mutter zu rühren, sowie die von der Vestalin Vibidia angebrachte Fürbitte — eine für eine Messalina fürbittende „Vestalin“ gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden — wurden durch den argusäugigen Narcissus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte sie noch und durfte, in den Park Lukulls zurückgekehrt, in der That hoffen, über die Schwäche des Kaisers zu triumphiren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgesuche an ihn gelangen zu lassen, in welchen sie alle Töne anschlug, welche, wie sie wußte, bei dem Fer

verfangen konnten. Und sie verfingen wirklich. Denn eines Tages sagte der Kaiser, nachdem er reichlich gespeis't und noch reichlicher getrunken hatte, man solle hingehen und der Unglücklichen („miserae") ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Vertheidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narcissus stürzte hinaus, den Officieren der Palastwache ankündigend, es wäre des Kaisers Wille, daß Messalina's Hinrichtung sofort vollzogen und durch den Freigelassenen Evodus vollstreckt werde. Dieser eilte in Begleitung eines Tribuns spornstreichs nach dem Parke, wo er die Kaiserin „ausgestreckt am Boden liegend fand und neben ihr sitzend ihre Mutter Lepida, welche, mit ihrer Tochter zerworfen, so lange diese glücklich gewesen, jetzt in ihrer Noth voll Mitleid zu ihr sich neigte und ihr den Rath gab, einen anständigen (d. h. freiwilligen) Tod zu suchen, da ihr Leben doch einmal verwirkt sei." Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler Wille und sie mühte sich in fruchtlosen Klagen ab, bis der Tribun schweigend und der Freigelassene mit gemeinen Schimpfworten vor ihr stand. Da endlich erkennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm sie den Dolch, und während sie die Spitze zaghaft an Hals und Brust versuchte, wurde sie vom Tribun durchbohrt. Dem Kaiser meldete man über Tafel, Messalina wäre ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach dem wie? sondern rief nach Wein und aß mit gewohntem Appetit[1]).

---

1) Tacitus, l. c. 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38. Dion, l. c. 31.

# Elagabal.

Diesen Menschen warf eines Tages der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei.

F. Gregorovius.

---

1.

„Ich bin alles gewesen und alles war eitel“[1]).

Also zog ein weltmüder „Herr der Welt“, der düstere Afrikaner Septimius Severus, die Bilanz einer römischen Kaiserexistenz, wie sie am Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war. Er wußte wohl, warum. Hatte doch das Haupt, welches die Krone der Weltherrschaft trug, falls nämlich die römischen Cäsaren eine solche Kopfbedeckung getragen hätten, nicht einmal vor hörnener Verunzierung bewahrt werden können. Seine zweite Frau, Julia Domna, welche er in Folge astrologischen Afterglaubens aus ihrem syrischen Nichts zu

1) „Omnia fui et nihil expedit.“ Dieses uns von Aelius Spartianus im Kap. 18 seiner der „Historia Augusta“ einverleibten Biographie Severs überlieferte Wort wetteifert an weltekelvollem Lakonismus mit dem angeblich salomonischen „vanitas vanitatum vanitas“. Ich brauche kaum zu sagen, daß Dion (l. LXXVIII, LXXIX), Herodian (l. V, c. 3—8) und Lampridius (in der Hist. Aug.) mir die Materialien zu dem vorliegenden Aufsatz geliefert haben.

sich auf den Kaiserthron gehoben hatte, war ebenso schön als ehebrüchig [1]).

Freilich, seit den Tagen, wo Julia, des Augustus Tochter, ihrem Gemahl Tiber und Messalina dem Kaisersimpel Klaudius so übel mitgespielt hatten, waren die Cäsaren gewohnt, Großkreuze des Hahnreiordens zu sein. Dem Philosophen auf dem römischen Weltthron, Mark Aurel, hätte die skandalhafte Aufführung seiner Gemahlin Faustina ausreichenden Stoff zu stoisch-philosophischen Stilübungen gegeben. Diese antike Kaiserin hatte im Temperament eine

---

1) „Famosa adulteriis". Lampridius, 18. Wie jedermann weiß, sind die Kompilatoren der Kaisergeschichte mit Vorliebe Skandalchronisten und tragen die Farben gern dick auf. Indeß ist wohl zu beachten, daß, was die Unsittenzustände des kaiserlichen Roms angeht, die gesammte römische und griechisch-römische Literatur ein unmittelbares oder mittelbares Verdammungszeugniß über dieselben abgibt. . . . Der Umstand, daß Julia Domna eine Syrierin von Geburt war, erinnert daran, daß die syrischen und spanischen Weiber in der römischen Wüstlingswelt für die zuchtlosesten galten. Aus Syrien und Andalusien rekrutirten sich vorzugsweise die Korps de Ballet und die Lupanarien Roms. Es existirt ein zierliches, mit Recht oder Unrecht dem Vergil zugeschriebenes Gedicht welches — (ich versuche eine Verdeutschung) — uns eine Syrierin malt, wie sie vor ihrer Schenke tanzend Kunden anlockt: —

Syriens Ambubaje, geschmückt mit griechischem Kopfputz
Und nach des Tamburins Takt zierlich bewegend den Leib,
Tanzt wollüstig im Rausch vor der wohlbekannten Taverne,
Mit abwechselnder Hand schüttelnd die Klapper empor.
„Wozu frommet es jetzt, auf staubiger Straße zu reisen?
Wie viel lieblicher ist's, trinken auf schwellendem Pfühl!
Hier gibt's Fässer und Krüg', hier Becher und Rosen und Flöten,
Lauten und Laubengeflecht, schattig von Reben umrankt . . .
Bist du klug, so komme herein, lass' Gläser kredenzen
Oder auch, so dir's beliebt, Becher von hellem Kristall.
Komm herein und pflege der Ruh' im Schatten des Weinlaubs
Und um's nickende Haupt winde von Rosen den Kranz.
Komm herein und koste im Kuß die Lippe des Mädchens,
Das dir mit schmeichelnder Hand glättet die Falten der Stirn.
Willst du zum Leichenbegängniß dir sparen die blumigen Kränze?
Etwa zum Sargesschmuck brauchen den Schmelz und den Duft?
Wein und Würfel herbei! Zum Kuckuk, wer sorget für morgen!
Lebet! so lispelt der Tod, lebet! ich komme gar bald."

auffallende Aehnlichkeit mit den beiden modernen Zarinnen Elisabeth und Katharina der Zweiten. Wie diese ihre Liebhaber mit Vorliebe unter Grenadieren und Dragonern, Gemeinen und Officieren, suchten und fanden, so wußte Faustina die guten Eigenschaften von Gladiatoren und Matrosen zu schätzen. Ihrem Sohn, dem Scheusal Kommodus, wurde in Rom ganz allgemein ein gladiatorischer Ursprung beigelegt. Er war auch bekanntlich ein richtiger Gladiator. Der Stadtklatsch wußte aber diese Thatsache noch anders zu erklären, nämlich so: — die Kaiserin sah eines Tages eine Truppe Gladiatoren vorüberziehen und verliebte sich in einen der Fechtersklaven so heftig, daß sie davon krank wurde. Von ihrem duldsamen Gemahl theilnehmend gefragt, gestand sie demselben ihre schmachvolle Leidenschaft. Der kaiserliche „Philosoph“ trug den bedenklichen Kasus chaldäischen Wahr- und Weissagern vor. Diese orakelten, der arme Gladiator, welcher Faustina's Begierde gereizt hatte, müßte umgebracht werden, die Kaiserin aber im Blute des Erschlagenen sich baden und nach diesem Bade den ehelichen Torus besteigen. So sei es gekommen, daß ein Mark Aurel der Vater eines Kommodus habe werden können.

Diese Anekdote ist für die gräuelhafte Wüstheit der römischen Kaiserzeiten gewiß ebenso kennzeichnend, wie für die Infamie der Pompadour- und Dubarry-Zeit jene entsprechende, eines der Mysterien von Ludwigs des Fünfzehnten Hirschpark sei gewesen, daß dieser Bube von „allerchristlichstem“ König seine erschlafften Begierden mittels Bädern von Kinderblut wieder aufgereizt habe. Mit solchen Geschichten schreiben sich die Völker selber die ärgsten Schmachzeugnisse. Was für ein Hundepack von Menschen müßte es sein, welches Derartiges ertrüge!

Was übrigens die bis ins Kolossale, bis ins unsäglich Kynische gehende Schamlosigkeit der römischen Weiber im kaiserlichen Rom und die gleichzeitige ehemännische Toleranz angeht, so müssen wir uns erinnern, daß die antike Welt für die Werthung geschlechtlicher Verhältnisse

überhaupt einen andern Maßstab hatte als die moderne. Nicht als ob die Alten mädchenhafte Reinheit und frauliche Keuschheit gar nicht zu würdigen und zu schätzen verstanden hätten. Daß sie es verstanden, zeigt die Ehrfurcht, die sie keuschen Jungfrauen und Matronen erwiesen, wie es solche selbst in den verderbtesten Zeiten Athens und Roms gegeben hat. Nicht als ob auch die Alten gar kein Organ für das Verständniß der zarteren, der seelischen Beziehungen zwischen Mann und Weib gehabt hätten. Man denke nur daran, wie hold und schön in der Odyssee das Aufknospen eines zärtlichen Gefühls für den „göttlichen Dulder" in dem jungfräulichen Busen der Nausikaa mehr bloß angedeutet als geschildert ist und wie in der Ilias das Verhältniß Hektors und Andromache's geradezu das Ideal einer Ehe darstellt. Sogar noch im kaiserlichen, d. h. im zuchtlosen Rom schrieb zur selbigen Zeit, als Ovid mit Aufbietung seiner ganzen zügellosen Phantasie und aller seiner Wüstlingserfahrung seine freche „Liebeskunst" lehrte, Tibull seinen anmuthigen Elegieenkranz „Sulpicia", worin sich das Liebegefühl so rein und zart äußert wie bei irgend einem modernen Dichter.

Allerdings bezeugen solche Ausnahmen nur die Regel und die Regel war im Alterthum, daß die Venus Urania weit hinter die Aphrodite von Paphos zurücktrat, so weit und so sehr, daß jene nur mitunter zum Vorschein kam. In Wahrheit, was wir lieben nennen, war den Alten vorherrschend nur ein körperliches Bedürfniß, gerade wie essen und trinken, und darum haben sie auch so zwang- und rückhaltlos davon gesprochen, wie wir vom essen und trinken reden. Ein Monopol der Zote haben jedoch die antiken Autoren keineswegs gehabt. Die Christen Aretino, Rabelais, Fischart, Brantôme, Wycherley, Hofmannswaldau und andere viele können es in der Schamlosigkeit kecklich mit den Heiden Aristophanes, Lukian, Ovid, Petron und Juvenal aufnehmen. Ein zweibeiniges Schwein wie den Marquis de Sade hat das Alterthum gar nicht aufzuweisen.

Daß überhaupt das Christenthum die Liebe veredelt

habe, ist eine Fabel von und für frères ignorantins. Die Evangelien sprechen bekanntlich wegwerfend vom Weibe, viele der sogenannten Kirchenväter so garstig, daß man es heutzutage nicht mehr nachschreiben kann. Das echte Christenthum — denn in den Evangelien und bei den Kirchenvätern muß sich doch wohl das echte finden — betrachtet das Weib durchaus vom Standpunkte der orientalischen Barbarei. Wie sittigend, d. h. wie nichtsittigend der neue Glaube auf die römische und byzantinische Frauenwelt eingewirkt, bezeugen der heilige Hieronymus aus dem vierten und der fromme Prokopios aus dem sechsten Jahrhundert. So verworfen wie die christliche Kaiserin Theodora sich aufführte, hatte sich die heidnische Kaiserin Messalina kaum aufgeführt. Aus demselben sechsten Jahrhundert stammen die vom urfrommen Gregor von Tours abgelegten Zeugnisse, wie es in der christlich-germanischen Frauenwelt ausgesehen. Scheußlich! In der langen Galerie von Frauengestalten, welche uns Gregor vorführt, gibt es nur drei Gattungen: Buhlweiber, Furien und hysterische Närrinnen. Mitunter waren sie das alles zugleich. Was die letztgenannte Sorte betrifft, so veranschaulicht sie klärlich, daß und wie die neue Religion zur physischen Hysterie auch die moralische fügte. Daß nahezu zweihundert Jahre später die sogenannte „Religion der Liebe" das Verhältniß der beiden Geschlechter in der christlich-germanischen Welt immer noch nicht veredelt hatte, zeigte drastisch genug der Hofhalt Karls des Großen, dessen Prinzessinnen-Töchter Bankerte trugen. Das romantische Liebesideal des Mittelalters, wie es vorzugsweise in der provençalischen und altitalischen Lyrik, sowie im deutschen Minnegesang hervortrat, hat man für einen Ausfluß der Christlichkeit im allgemeinen und des Mariäkultus im besonderen ausgegeben. Die Kenntniß der arabisch-spanischen und arabisch-sicilischen Poesie muß jedoch diese Ansicht bedeutend modificiren, wo nicht ganz aufheben. Bei keinem Troubadour, Sonettisten und Minnesänger ist die Liebe in zarteren, innigeren, seelischeren Tönen gefeiert, als sie schon Jahrhunderte vorher von den arabischen

Dichtern in Spanien und Sicilien gefeiert worden war. Die mohammedanischen Romantiker waren die Lehrmeister der christlichen. Und im übrigen, was war denn das christlich-romantische Liebesideal des Mittelalters bei näherem Zusehen? Nur eine Schwindeltheorie oder ein Theorieschwindel. Die Ritterepik und Ritterlyrik selbst verrathen uns, daß dieser romantische Schwindel für die Praxis des Lebens ohne alle Bedeutung gewesen. Man denke nur an Gottfrieds Tristan, ja sogar an Wolframs Parzival, von den französischen Fabliaux und der deutschen Novellistik in Versen aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gar nicht zu sprechen. Auch der deutsche Minnegesang, sobald er den konventionellen Fistelton fahren läßt und in Brusttönen singt, spiritualisirt nicht die Liebe, sondern materialisirt sie. Und vollends die mittelalterlich-romantische Wirklichkeit mit ihren zahllosen Horden von brutalen Junkern und geilen Pfaffen, welche beide mitsammen wetteiferten, die Dörflerinnen zu „Frillen" oder zu „Seelenkühen" und die Nonnenklöster zu Bordellen zu machen. Es hat niemals eine grobsinnlichere, eine zuchtlosere Zeit gegeben als jene Zeit der angeblich „frommen Ritterlichkeit und keuschen Minne"[1]). Summa: Nicht das Christenthum hat das Verhältniß von Mann und Weib veredelt, sondern die trotz des Christenthums vorschreitende moderne Kultur, welche bekanntlich jeden Tritt ihres Vorschritts der kulturfeindlichen Kirche abringen und abstreiten mußte und muß[2]).

---

1) Vergl. die quellenmäßige Ausführung dieses Thema's in meiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" (B. I, K. 5 und 6; 7. Aufl. S. 101 fg.) und in meiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt" (B. II, K. 1, 3, 4, 5, 6; 4. Aufl. Bd. I, S. 106 fg.).

2) Wenn man so viel Aufhebens davon macht, das Christenthum habe das Weib „geheiligt", indem es eine Menschin zur „Gottesmutter" erhob, so vergißt man, daß dies nur ein noch dazu sehr ungeschickt begangenes mythologisches Plagiat, ein dem Heidenthum abgestohlener phantastischer Einfall war. Weit entfernt, das Weib zu heiligen, hat ihm das Christenthum die roheste Entweihung und Schändung angethan, die dasselbe jemals erfuhr. Denn das Christen-

Die deutsch-mittelalterlichen Kaiser, welche in der Fiktion die Rechtsnachfolger der römischen waren, sind in der Wirklichkeit zuweilen die Nachfolger derselben in der Hahnreischaft gewesen. Der gehörnteste, ein wahrer Sechszehnender, war Sigismund, welcher, ohne Philosoph zu sein, die Galanterien seiner Kaiserin Barbara nicht minder gleichmüthig ansah, als der philosophische Mark Aurel die seiner Kaiserin Faustina angesehen hatte. Der Kaiser-Philosoph war ja des weisen Dafürhaltens, daß, wie er in einer seiner Selbstbetrachtungen sagt, jeder Unwille über solche Fehler anderer, welche aus ihrem Naturell hervorgehen, unbedingt zu verwerfen sei. Was konnte die arme Faustina für ihr Naturell? Ihr Gatte mußte nachsichtig gegen sie sein, um der Stoa Ehre zu machen. Dagegen ist auffallend, daß der finstere Sever seiner Kaiserin Julia ihre Treulosigkeiten nachsah. Wahrscheinlich gaben ihm schon seine beiden Söhne Karakalla und Geta genug zu denken und zu thun, als daß er sich auch noch mit der klugen und stolzen Mutter derselben hätte in Händel verstricken wollen. Vielleicht auch mochte ihm das, was er vom Treiben seiner Söhne mitansehen mußte, den bitteren Trost geben, dieselben würden ihn schon an dem treulosen Weibe rächen;

---

thum war es ja, welches, den Hexenwahn bis zur äußersten Spitze des Blödsinns entwickelnd, auf unzählige Mädchen und Frauen die ungeheuerliche Lästerung geschleudert hat, sie hätten sich den Umarmungen eines Bockes, des Teufelbockes, hingegeben. Man muß im Hexenhammer („Malleus maleficarum“, 1487) gelesen haben, wie die hochwürdigen Verfasser desselben dieses Thema abhandeln, um zu wissen, bis zu welcher Tiefe der Infamie die Einbildungskraft von Christenpfaffen hinabsteigen konnte. Und solcher mittelalterlich-christlicher Unflat verpestet noch die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Denn in Priesterseminarien, auch in deutschen, sind von Jesuiten verfaßte Lehrbücher der „Moraltheologie“ (z. B. das vom Pater J. P. Gury zusammengeplätzte „Compendium theologiae moralis“, 1868) im Gebrauche, worin die geschlechtlichen Beziehungen und ehelichen Verhältnisse in schweinischer Weise erörtert und — wohlverstanden, zum Cölibat verdammten Jünglingen! — mit der Detailskenntniß raffinirtester Wüstlingschaft vordocirt werden. So ist die „Veredelung der Liebe“ beschaffen, wie das Christenthum noch heute, nach nahezu neunzehnhundertjährigem Bestehen, sie betreibt.

und endlich darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß die antike Welt unsere moderne Vorstellung, die Schuld der Frau beschimpfe nicht nur sie selber, sondern auch den von ihr betrogenen Mann, nicht gekannt hat.

---

2.

Septimius Severus starb zu York am 4. Februar des Jahres 211, das Imperium romanum seinen zwei Söhnen zu gemeinsamem Besitze hinterlassend. Der sonst so scharfverständige Mann hatte sich der Illusion hingegeben, dieser gemeinsame Besitz könnte eine Möglichkeit sein. Mit entsetzlicher Wucht fielen die Folgen dieser Täuschung auf die Kaiserin-Witwe Julia. Die beiden Kaiser Karakalla und Geta führten wieder einmal das uralte Trauerspiel „Die feindlichen Brüder“ auf, welches der jüdische Mythus schon unter den Mauern des Paradieses, die ägyptische Götterlegende vom Osiris und Typhon am Ufer des Nil und die hellenische Heldensage unter den Mauern der siebenthorigen Thebä in Scene gesetzt hatte. In jenem Palatium der Cäsaren zu Rom, in welchem nicht weniger vielfach an der Menschheit gefrevelt worden ist, als nachmals im Vatikan der römischen Päpste an derselben gefrevelt wurde, im Gemache der Kaiserin selbst hat der wilde Karakalla seinen Bruder und Mitkaiser meuchlerisch anfallen lassen und eigenhändig angefallen. Umsonst versuchte die verzweifelnde Mutter mit Brust und Armen den jüngeren Sohn zu decken. Das Blut des tödtlich getroffenen Geta überspritzte sie und sie selbst wurde an der Hand verwundet, vielleicht durch dasselbe Schwert, womit seinen Bruder erschlagen zu haben Karakalla sich rühmte, als er es, ein grauenhaftes Weihgeschenk, im Tempel des Serapis aufhing. Uebrigens war der Gemordete nicht besser gewesen als der Mörder, aber dieser war der Stärkere. Karakalla hat einen der gräu-

lichsten Höllenwitze gerissen und vielleicht den gräßlichsten aller Reime zuwegegebracht, als er seinem Befehl, den erschlagenen Bruder unter die Zahl der Götter zu versetzen, die Worte beifügte: „Sit divus, dum non sit vivus“[1]).

Julia Domna ertrug es, zu leben. Der Ehrgeiz hielt sie aufrecht. Der einzige menschliche Zug in der Bestie Karakalla scheint eine gewisse Rücksichtsnahme zu Gunsten seiner Mutter gewesen zu sein. Sie besaß demzufolge während der Kaiserschaft des Scheusals einen bedeutenden Einfluß, konnte ihre Verwandten mit Reichthümern überschütten und machte in prunkvollem Stil die Honneurs im Palatium. Hier lebte bei ihr eine Schwester, Mäsa geheißen, welche zwei Töchter hatte, man weiß nicht von wem. Die ältere hieß Soämis[2]) und hatte einen Sohn, Bassianus genannt, die jüngere hieß Mammäa und hatte einen Sohn, Alexianus benamset. Von diesen beiden Damen sagte ihre Mutter aus, daß sie mit dem Antonius-Karakalla in Buhlschaft gelebt und ihre Söhne von demselben empfangen hätten. Die letztere Angabe konnte wahr sein, war aber doch zweifelhaft. Denn die beiden Schwestern hatten in jungen Jahren sehr vielseitig gelebt und geliebt. Insbesondere die Soämis, von welcher es hieß, sie habe bei Hofe allerlei Schandbares getrieben und geradezu wie eine Lustdirne sich aufgeführt („quum meretricis more vivens in aula omnia turpia exerceret“). Ihr Sohn Bassianus galt allerdings für einen Bastard Karakalla's, doch gaben ihm seine Mitschüler den Spottnamen Varius, um anzudeuten, daß man nicht wüßte, wer eigentlich sein Vater („quod vario semine de meretrice utpote conceptus videretur“). Der Junge hat nachmals seinem Schmutzursprung alle Ehre gemacht.

Zu Anfang des Jahres 217 befand sich die kaiserliche Familie in Syrien. Die Kaiserin-Mutter Julia hielt ihren

---

1) Deutsch etwa, freilich mit schlechtem Reim:
Sei er Gott,
Aber todt.

2) Semiamira beim Lamprid.

Hof zu Antiochia und hatte ihre Schwester Mäsa, ihre beiden Nichten und Großneffen bei sich. Karakalla war zu Edessa, einen Feldzug gegen die Parther rüstend. Dieser Kaiser hätte eigentlich in der gelobten Zeit des Militarismus, d. h. in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben und zu herrschen verdient. Denn er war ein richtiger Soldatenkaiser und von den Truppen, welche unter ihm goldene Tage hatten, angebetet. Als oberste Regierungsmaxime diente ihm ein Wort, welches er von seinem Vater Sever überkommen zu haben behauptete, wahrscheinlich aber selbst erfunden hatte: — „Die Liebe der Armee gewinnen und sichern und die sämmtlichen übrigen Unterthanen für nichts achten." Ein moderner Cäsar, Napoleon der Dritte, hat dieses Thema in einer seiner Thronreden sinnreich dahin variirt, daß am angesehensten sei, wer die meisten Soldaten habe[1]). All ihr „Ideologen" des achtzehnten Jahrhunderts, ihr großen Denker, Forscher, Dichter, ihr armen Humanitätsnarren, was würdet ihr dazu sagen, wenn ihr hörtet, daß hundert Jahre nach euch die höchste „Staatsraison" Europa's glücklich wieder bei dem Regierungsprincip Karakalla's angelangt sei! Was ihr dazu sagen würdet? Wahrscheinlich, da zu hoffen, ihr wäret derweil gescheider geworden, nur das Lapidarwort des alten Logau:

„Die Welt ist rund und dreht sich 'rum,
Drum sind die Menschen schwindeldumm."

An dem Bilde des kaiserlichen Brudermörders würde ein sehr wesentlicher Zug fehlen, wenn er nicht „fromm" gewesen wäre. Er war es aber. Ja, er ist so zu sagen an seiner Frömmigkeit zu Grunde gegangen. Denn eine von ihm zum Tempel der Mondgöttin Astarte unweit Karrhä in Mesopotamien unternommene Wallfahrt gab eine schickliche Gelegenheit zu seiner Ermordung. In Beziehung auf

1) „L'influence d'une nation dépend du nombre des hommes qu'elle peut mettre sous les armes.“

ihren Ausgang hatten es die antiken Cäsaren nicht so gut wie ihre modernen Kollegen. Nur ausnahmeweise konnten jene so bequem in ihren Betten sterben wie diese. In der Regel mußten die antiken Despoten schließlich selber leiden, was sie zuvor andere hatten leiden lassen. Die Nemesis hatte damals noch nicht das Zipperlein, welches sie jetzo verhindert, ihren Geschäften nachzugehen.

Der Gardegeneral (praefectus praetorio) Opilius Makrinus beschloß, den Kaiser zu tödten, um nicht von ihm getödtet zu werden, — ein Dilemma, welches in der römischen Kaiserzeit nie von der Tages- und Nachtordnung verschwand. Der General bediente sich als seines Mordwerkzeugs des Hauptmanns Martialis, welcher nebenbei auch das Blut eines Bruders an Karakalla zu rächen hatte. Am 8. April 217 wurde auf seinem Wege zu dem erwähnten Astartetempel der Kaiser im freien Felde und in einer nichts weniger als ästhetischen Stellung, welche beim Herodian des näheren beschrieben ist, von dem genannten Centurio mittels eines Dolchstoßes in's Genick umgebracht.

---

## 3.

Makrin hatte Glück. Der Bravo, dessen er sich zur Beseitigung Karakalla's bedient hatte, wurde auf der Flucht von den germanischen Leibtrabanten des Ermordeten eingeholt und niedergemacht, bevor er plaudern konnte. Auf den General fiel kein Verdacht. Er führte eine gut gespielte Klagescene an der Leiche des Kaisers auf, um welchen die Soldaten aufrichtig, ja leidenschaftlich Leid trugen, weil derselbe „mehr ihr Kamerad und Tischgenosse als ihr Herrscher gewesen war“.

Das römische Reich ist damals bekanntlich die Verwirklichung des Militärstaatsideals gewesen. Der Soldat war alles und das Volk nur dazu da, den S[illegible]ldaten zu

ernähren und sich von demselben brutalisiren zu lassen. Die Bewohnerschaft der Hauptstadt bestand blos aus vornehmem und geringem Pöbel, aus Schwelgern und Schmarotzern. Der römische „populus“ war nur noch eine ungeheure Proletarierbande, welche auf Kosten der Provinzen mit Brot gefüttert und mit Spielen unterhalten wurde. Der römische „senatus“, vordem in der Blüthezeit der Republik die erlauchteste Versammlung der Welt, konnte von einem Elagabal mit Fug und Recht als eine Sklavenschar in Togen („mancipia togata“) bezeichnet werden. Er hatte in der römischen Militärtyrannis etwa die Stellung des pariser Parlaments unter Ludwig dem Vierzehnten, d. h. er hatte die Edikte des Despotismus zu registriren. Ueber den Thron verfügten die Soldaten, vorab die Garden, und sie waren es auch, welche im Jahre 217 den erledigten neu besetzten, indem sie den Mitpräfekten Makrins, den alten Adventus, zum Imperator und Augustus ausriefen. Allein der Gekürte weigerte sich, Alter und Bresthaftigkeit vorschützend, der gefährlichen Ehre und so triumphirte die Diplomatie des Makrinus, welcher die Mehrzahl der Generale und Obersten für sich zu gewinnen gewußt hatte. Auf Betreiben derselben wurde der Numidier, welchem seine Feinde nachsagten, daß er, von Geburt ein Sklave, früher das Gewerbe eines Gladiators getrieben hätte, durch das Heer, wiewohl nur widerwillig, mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet und hierauf, wie selbstverständlich, vom römischen Senat und Volk jubelnd als Souverän begrüßt.

Die makrinische Herrlichkeit währte aber nicht lange. Der Mann war kein richtiger Soldatenkaiser und überhaupt mehr Civilist als Militär. Die Soldaten zweifelten sogar an seinem physischen Muth. Bald haßten sie ihn auch als Mörder ihres geliebten Karakalla, denn es war von dem wahren Zusammenhange dieser Mordgeschichte doch allmälig mehr und mehr ruchbar geworden. Hierzu kam, daß Makrin verständig genug war, um einzusehen, wie nothwendig und wünschbar eine Reform des verwilderten Heerwesens. Es verlautete auch von seinen Reformplänen

genug, um die Soldaten argwöhnisch und unwirsch zu machen, was für den Kaiser um so bedenklicher, als er nicht die Energie besaß, die in Syrien angehäufte Heeresmasse aufzulösen, in welcher die Erinnerungen an die schöne karakallische Soldatenzeit voll Wohlleben und Ungebundenheit den Geist der Meuterei so sehr großgezogen hatte, daß es nur einer Veranlassung zu offenem Losbruche bedurfte. Die Veranlassung kam bald und der Losbruch erfolgte ungesäumt.

Makrin hatte den todten Karakalla feierlich verbrennen lassen und die Urne mit der Asche desselben der Kaiserin-Mutter nach Antiochia gesandt. Ueberhaupt benahm er sich mit rücksichtsvoller Artigkeit gegen die greise Julia, wie ihm das seine Politik gebieten mußte. Sie jedoch vermochte es entweder nicht zu verwinden, ihre beiden Söhne in solcher Weise verloren zu haben, oder aber war es ihrem Stolze zu viel zugemuthet, jetzt, am Ende ihres Lebens, vom Rang einer Augusta noch in den privatlichen hinabzusteigen, und so starb sie bald und zwar, soweit die hier etwas unklaren Quellen eine bestimmte Angabe zulassen, des freiwilligen Hungertodes. Als sie dahin, ging ihrer Schwester Mäsa der Befehl zu, mit ihrer Familie den Kaiserpalast von Antiochia zu räumen und in ihre Heimat zurückzukehren. Doch durfte sie die kolossalen Reichthümer, welche sie und ihre Töchter seit zwanzig Jahren angehamstert hatten, mitnehmen. Mäsa begab sich demzufolge nach Emesa[1]), wo sie mit ihren Töchtern Soämis und Mammäa und ihren Enkeln, dem siebzehnjährigen Bassianus und dem dreizehnjährigen Alexianus, sich niederließ und ein großes Haus machte.

Die alte Dame war eine siebenfach filtrirte Ränklerin und hat sicherlich, als sie das kaiserliche Palatium räumen mußte, den Entschluß einer Rückkehr in dasselbe erwogen und gefaßt. Keineswegs gewillt, ihrer Schwester freiwillig

1) In Syrien, arabisch Hems oder Hims, das syrische Schilda oder Krähwinkel oder Schöppenstädt. Der arabische Dichter Hariri hat es zum Schauplatz einer seiner genialsten Makamendichtungen gemacht („Der Schulmeister von Hims“).

nachzusterben, sagte sie sich, daß sie in ihren alten Tagen wohl noch die Freude erleben könnte, die Großmama des Herrn der Welt zu sein, und diese Möglichkeit einmal in's Auge gefaßt, arbeitete sie mit folgerichtiger Schlauheit darauf hin, das als möglich Erkannte wirklich zu machen. Die große Intrike wurde gegrundfestet dadurch, daß Mäsa und ihre Helfershelfer und Handlangerinnen das schon vorher umgegangene Gerüchtsgeflüster, ihre beiden Töchter seien die Maitressen Karakalla's gewesen und namentlich der Sohn der Soämis unzweifelhaft eine Frucht dieser Buhlschaft, nach Kräften verstärkten und anschwellen ließen, — eine Machenschaft, welche auf die fanatische Anhänglichkeit der Soldaten an Karakalla berechnet war. Sodann handelte es sich darum, den jungen Bassianus auf ein Postament zu stellen, auf welchem er sichtbar werden und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte.

Hierzu bot gerade Emesa eine vortreffliche Gelegenheit. Es befand sich nämlich am Orte einer der größten und besuchtesten Tempel des Bal, des großen mit der Sonne identificirten Schöpfer- und Zeugungsgottes der semitischen Völker. In dem von goldenen und silbernen Weihgeschenken starrenden, mit prächtigen Geweben und kostbarem Juwelenschmuck verzierten Heiligthum wurde als Idol des Gottes ein großer schwarzer Stein in Phallusform verehrt, angeblich vom Himmel gefallen, wie man das auch anderwärts diesen Phallussteinen nachsagte, welche überall Hauptsymbole des Balkultus gewesen sind. Denn der große Zeuger-Gott wurde folgerichtig im Bilde des Phallus angebetet. Mäsa ersah sich den Sonnentempel ihres Wohnorts zum Ausstellungslokal, so zu sagen zum Schaufenster für ihren Enkel. Ihr Ansehen und ihr Geld brachten es leicht zuwege, daß Bassianus zum Oberpriester des Bal geweiht wurde, und ihre Agenten versäumten auch nicht, die Soldaten des römischen Armeekorps, welches in der Nähe der Stadt im Standlager stand, leise darauf aufmerksam zu machen, daß es sich wohl der Mühe lohnte, mitanzusehen, wie der schöne junge Oberpriester, welcher

seinem kaiserlichen Vater wie aus dem Gesichte geschnitten wäre, seine priesterlichen Pflichten verrichtete.

Die in Scharen zum Balheiligthum strömenden Soldaten fanden bald, daß es sich allerdings der Mühe lohnte. Wenn der schöne Junge — der ernste Herodian nennt ihn geradezu den „schönsten Jüngling seiner Zeit“ — im langen purpurnen Untergewand und goldstoffenen Ueberwurf, auf den fliegenden Locken einen Kranz von aus Gold und Edelgestein geformten Blumen, beim Klange der Flöten, Cymbeln und Pauken im ekstatischen Opfertanze um den Altar sich schwang, da glaubten die römischen Kriegsleute durch die wirbelnden Weihrauchswolken hindurch den heiteren Gott Bakchus zu erblicken und öffneten nur um so begieriger ihre Ohren den Einflüsterungen der unter sie gemischten Sklaven und Eunuchen Mäsa's, daß sie den Sohn ihres geliebten Karakalla vor sich hätten, und nicht minder willig öffneten sie ihre Hände den Goldstücken und Silberlingen, mittels welcher die Agenten des alten Schlauweibes die angebliche Aehnlichkeit Bassians mit Karakalla immer glaubhafter zu machen wußten.

Der Junge, welcher übrigens ein nach der Weise seines Heimatlandes frühreifer Junge war, ließ seine Großmutter gewähren. Er hatte zu dieser Zeit nur Sinn oder schien wenigstens nur Sinn zu haben für seine priesterlichen Verrichtungen. Der Dienst seines Gottes, welchen Griechen und Römer mit einer aus Griechisch und Semitisch übel zusammengekuppelten Tautologie Heliogabal benamseten, würde von ihm so recht con amore betrieben. Er glaubte auch später an Bal, war überzeugt, daß dieser Gott ihn zum Herrn des römischen Reiches gemacht hätte, und bewies demselben in jeder Weise seine Dankbarkeit. Unter anderem auch dadurch, daß er den Namen des Gottes zu seinem eigenen erkor und sich demzufolge Elagabal oder Heliogabal nannte [1]).

1) Ela ist identisch mit dem hebräischen El, Eljon, Elohim und dem arabischen Elah, Ausdruck des semitischen Gottesbegriffs. Gabal bedeutet formen, schaffen, zeugen. Elagabal ist demnach der formende,

Die Intrike der ehrsüchtigen Großmama hatte raschen und vollständigen Erfolg, wie denn das mit Schlauheit zu Faden geschlagene und mit skrupelloser Energie fertig genähte Böse bekanntlich immer Erfolg hat. Eine alte Vettel machte einen syrischen Bankert zum Imperator und Augustus, damit die Welt das erbauliche Schauspiel erlebte, wie der Wahnwitz eines aus Allmachtbewußtsein und Genußraserei tollgewordenen Knaben auf dem Throne des römischen Imperium sich ausnähme. Eines schönen Tages oder vielmehr einer schönen Nacht holten die bei Emesa stehenden Truppen die Mäsa sammt ihrer ganzen Sippschaft ins Lager, begrüßten den Bassianus oder Elagabal als den Sohn Karakalla's mit dem Namen Antoninus und warfen ihm den kaiserlichen Purpurmantel um die Schultern. Andere nah und fern stationirte römische Brigaden und Divisionen stimmten, als sie hörten, daß Domina Mäsa über ganze Haufen Goldes zu verfügen hätte, dieser Kaiserwahl bei. Makrinus ließ die Gefahr großwachsen, in Antiochia seine Zeit vertrödelnd. Rechtzeitiges und nachdrucksames Eingreifen hätte wohl den ganzen Schwindel zerblasen, denn noch hielten die Prätorianer, erbos't, daß Linientruppen das Garde-Privilegium der Kaisermacherei anmaßlich ausgeübt hätten, an Makrinus fest. Allein dieser erwies sich, nachdem er endlich den ganzen Ernst der Lage erkannt hatte, nicht als der Mann, dieselbe zu bewältigen. Kopflos und feige, gab er das begonnene Waffenspiel vorzeitig verloren, während der weichlich-üppige Junge von Balpriester in der Entscheidungsschlacht vorübergehend zum herzhaften Streiter wurde. Den Ausschlag that, daß einer der Eunuchen Mäsa's, Gannys geheißen, mit einmal den strategischen Blick und das taktische Talent eines richtigen Generals entwickelte. Unmänner von Verschnittenen haben ja überhaupt die Schicksale Roms zur Kaiserzeit gar häufig bestimmt.

schaffende, zeugende Gott. Da aber Gabal oder Gebal in den semitischen Sprachen auch Berg bedeutet, so kann man Elagabal auch mit „Berggott" verdeutschen und Bal verdiente bekanntlich so zu heißen, da er vorzugsweise auf Höhen verehrt wurde.

Binnen zwanzig Tagen war die ganze Krisis vorüber. Makrin wurde auf der Flucht eingeholt und sammt seinem Sohne Diaduminianus umgebracht. Der Sieger Elagabal zeigte in einem Schreiben, worin er sich Markus Aurelius Antoninus, den Sohn des Antonin-Karakalla und den Enkel des Sever nannte, dem römischen Senat an, daß dieser seine Kaiserschaft zu registriren habe, was natürlich die „Sklaven in Togen“ zu thun sich beeilten. In seiner vortrefflich stilisirten Zuschrift waren alle die schönen Phrasen ausgekramt, womit in alter und neuer Zeit neugebackene Herrscher staatzumachen pflegten und pflegen. In unseren modernen Tagen haben insbesondere Kronprinzen die Verpflichtung, den „Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen zu pflastern“. Sie setzen eine liberal schmachtende Miene oder Maske auf, sprechen im konstitutionellsten Jargon und erscheinen nie im Publikum ohne ihren patriotisch dressirten und parlamentarisch frisirten Pudel von Hofdemagogen, — eine Menschenviehrasse, welche zu züchten erst die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts so glücklich gewesen ist.

---

4.

Großmama Mäsa hätte sich gern möglichst rasch in den altgewohnten Gemächern im Palatium auf dem Palatinus wiederum einlogirt. Sie trieb daher den neuen Imperator Urbis et Orbis an, nach der Siebenhügelstadt am gelben Tiber aufzubrechen; allein der Kaiserenkel eilte mit Weile, brach zwar aus Syrien auf, hielt aber in Nikomedia wieder an und vergottesdienstelte den ganzen Winter daselbst, indem er mit allem ersinnlichen Pomp den Kult seines heimischen Gottes betrieb. Er erschien dabei als Oberpriester in langen, wallenden purpurseidenen Gewändern, goldene Spangen an den Armen, eine Goldkette um den Hals, auf dem Kopf eine hohe, von Edelsteinen

funkelnde Goldtiare, die Wangen weiß und roth geschminkt, die Augenbrauen schwarz gefärbt. In diesem Aufzuge, welcher römischen Augen schlechterdings als verabscheuungswerth barbarisch erscheinen mußte, ließ er sich in Lebensgröße malen und schickte das Bild nach Rom mit dem Befehle, dasselbe in der Senatshalle über der Statue der Siegesgöttin aufzuhängen. Jeder Senator sollte beim Eintreten dem „neuen Gott Elagabal" Weihrauchsopfer darbringen. Vergeblich schüttelte die alte welterfahrene Mäsa zu alledem bedenklich den Kopf. Der Herr Enkel fragte schon keinen Pfifferling mehr nach ihr. Ein Herr der Welt, ein Cäsar, ein Augustus, ein Gott an das Schürzenband einer kopfschüttelnden Großmutter geknüpft? Lächerlich! Die gute Großmama aber mochte denken: Gut, daß ich für alle Fälle einen zweiten Enkel in petto habe, einen zweiten Kaisersproß, dieweil ja mein lieber Neffe Karakalla auch meiner „Vollbusigen", meiner Mammäa, zu nahe gekommen sein soll.

Die Römer, d. h. die tausende vornehmer Lakaien und die hunderttausende gemeiner Schmarotzer, woraus die Bevölkerung der Reichshauptstadt zusammengesetzt war, ließen sich ihren neuen Balspfaffen-Kaiser, als er endlich in ihrer Mitte zu erscheinen geruhte, unweigerlich gefallen. Er gab ja dem „römischen Volke" die bei Regierungsantritten üblichen Spenden, sehr reichlich sogar, und erfreute den hohen und niedrigen Pöbel mit prachtvoll ausgestatteten Spektakeln aller Art. Ein vortrefflicher Princeps und Imperator demnach, welchem ein durch ihn also vergnügtes Volk hinwieder auch sein Vergnügen lassen mußte.

In erster Linie sein religiöses Vergnügen, wobei ja auch für die guten Unterthanen Augen- und Ohren- und Gaumenschmäuse aller Art, Processionen, Wagenrennen in der Arena, Gladiatorenschlächtereien im Cirkus, Seegefechtespiele in der Naumachie mitabfielen. Der Kaiser konnte ohne seinen geliebten Bal nicht leben. Er brachte das phallische Idol desselben aus Emesa mit nach Rom und erbaute ihm zur Seite des Palatiums auf dem Palatinus

einen prachtvollen Tempel, wo er seines Priesteramtes tagtäglich mit kolossaler Pompentfaltung waltete und die Großen des Reiches, angethan mit Linnenkleidern nach phönikischem Schnitt, die Leviten und Ministranten machen mußten. Hierbei kam auch die molochistische Seite des Balkultus nicht zu kurz; denn unter anderen Darbringungen brachte der Kaiserpfaffe seinem Gott auch Menschenopfer dar, die schönsten Knaben, welche man in ganz Italien auffinden konnte. Es wurde dabei darauf gesehen, daß diese zu Opfern bestimmten Knaben aus guten Familien waren und noch Väter und Mütter besaßen, damit der Schmerz ihrer Hinterlassenen die Opfer dem Gotte um so angenehmer machte. Einen zweiten Tempel erhielt dieser in einer Vorstadt und der kaiserliche Oberpriester überführte dorthin das Idol in feierlichem Aufzug. Der schwarze Phallusstein stand auf einem goldenen, von Juwelen funkelnden und von einem milchweißen Sechsgespanne gezogenen Wagen. Die ganze Straße war mit Goldstaub bestreut. Vor dem Wagen her lief, rückwärts gehend, der Kaiser, die Augen unverwandt auf den Gott geheftet, welchem der Senat, die Ritterschaft und die Garde das Geleite gaben, während nebenher das Volk wogte, Fackeln schwingend und Blumen werfend.

Allein inmitten all dieser ausgesuchten und kostbaren Huldigungen langweilte sich der arme Bal. Sein imperatorischer Oberpriester kam daher auf den sinnreichen Einfall, dem Gotte durch eine Heirat die Langeweile zu vertreiben, und ersah demselben zunächst die Pallas zur Gemahlin. Das Bild der jungfräulichen Göttin, welches der Sage nach Aeneas mit aus Troja gebracht hatte, wurde demzufolge mit Gewalt aus dem Heiligthum der Vesta geholt und in den Balstempel gebracht. Aber der üppige syrische Gott fand keinen Geschmack an der ernsten hellenischen Göttin, worauf Elagabal die übel zusammengefügte Ehe wieder trennte und als eine passendere Lebensgefährtin für seinen Sonnengott die phönikische Mondgöttin Astarte sammt ihren Tempelschätzen aus Karthago — (die Karthager mußten

ihre entführte Göttin auch noch mit einer „Mitgift“ ausstatten) — herüberholen ließ. Nach ihrer Ankunft geruhte der Kaiser zu befehlen, daß ganz Rom und Italien fröhlich sein sollten, „sintemalen Götter Hochzeit machten“.

War der Gott verheiratet, so mußte es auch der Vicegott und Oberpriester sein. Elagabal vermählte sich demzufolge zuerst mit einer Jungfrau aus dem erlauchten Geschlechte der Kornelier. Er gab dieser seiner Gemahlin den Titel Sebaste (Majestät), verstieß sie aber bald wieder wegen eines Muttermals an ihrem Leibe, wie es hieß. Wie in der christlichen Gesellschaft für die blasirte Wüstlingsschaft Nonnen Anziehungskraft haben, so richtete sich in der römischen das krankhafte Gelüste auf die Vestalinnen. Die Vestapriesterin Aquileja Severa wurde dem Heiligthum der Göttin gewaltsam entrissen und ins kaiserliche Brautbett gezwungen. Diese Tempelschändung und Blasphemie scheint doch in Rom etwelches Murren erregt zu haben, denn der Kaiser fand für gut, seine Frevelthat in einem Schreiben an den Senat zu entschuldigen, worin er sagte: „Mir ist eben auch etwas Menschliches begegnet und ich kann nichts dafür, daß ich mich in das Mädchen leidenschaftlich verliebte. Uebrigens ist ja die Ehe eines Priesters und einer Priesterin ganz in der Ordnung.“ Das leidenschaftliche Verliebtsein währte aber nicht lange. Elagabal schickte die Ex-Vestalin wieder weg und heiratete eine vornehme Dame, Annia Faustina geheißen. Weitere Namen von Gemahlinnen des Kaisers werden nicht genannt, wohl aber der Name von Gemahlen.

Elagabals Ehen nämlich waren zumeist nicht im Himmel, sondern in Sodom geschlossen. Aber die Römer konnten auch hierzu sagen: „Alles schon dagewesen“. Hatte ja der „göttliche“ Nero zweimal mit aller Oeffentlichkeit sodomitisch sich verheiratet. Einem „Exoletus“ Namens Pythagoras hatte er sich als Weib antrauen lassen[1]). Später dann

1) „Dem Kaiser wurde das Haupt mit dem feuerfarbenen Brautschleier (flammeum) verhüllt, man sah Priester, Mitgift, Brautbett und Hochzeitfackeln; kurz, alles wurde so recht zur Schau gestellt,

hatte er den armen schönen und grausam verstümmelten Knaben Sporus, dessen Züge ihn an die der geliebten, aber doch gemordeten Poppäa erinnerten, zur Frau genommen[1]). Elagabal eiferte diesem erlauchten Vorbild und Vorgänger nach, indem er für sich zuerst einen gewissen Hierokles, dann mit noch größerer Feierlichkeit einen Kerl Namens Zotikus zum Gemahl erwählte. Der letztere hielt den wahnwitzigen Jungen ordentlich unter dem Pantoffel und wurde von den höchsten Reichswürdenträgern so behandelt, als „wäre er wirklich der Mann seines Gebieters"[2]). Auch Nero's komödiantische Neigungen fanden sich bei dem kaiserlichen Balspriester wieder. Es genügte ihm nicht, als solcher zu komödiren, er agirte auch als Mime. Im kaiserlichen Palaste wurde ein Ballet, „Paris und Venus" betitelt, aufgeführt, in welchem der Kaiser die Venus agirte und zwar dergestalt, daß er aus seiner Rolle den schauderhaftesten Unzuchtgräuel machte, welcher jemals in diesen mit allem Schandbaren und Ruchlosen besudelten Mauern geschehen ist[3]).

---

## 5.

Die erste Herrscherthat, welche Elagabal nach seiner Ankunft in Rom vollbrachte, war der Befehl an den Senat, Unerhörtes zu beschließen, nämlich einem Weibe, der Kaiserin Mutter Soämis, Sitz und Stimme in den Senatsversammlungen zu verleihen. So erschien denn neben den

was selbst bei der Vermählung mit einem Weibe die Nacht verhüllt." Tacitus, Annal. XV, 37.

1) „Puerum Sporum exsectis testibus etiam in muliebrem naturam configurare conatus." Sueton, Nero 28.

2) „Zoticus sub eo tantum valuit, ut ab omnibus officiorum principibus sic haberetur quasi domini maritus esset." Lamprid, Heliogab. 10.

3) Derselbe, 5.

„Klarissimi", wie die Senatoren betitelt waren, jetzt zum erstenmal eine Klarissima in der Kurie, ein knäbisch muthwilliger Hohn und Spott auf alle Traditionen des Römerthums. In demselben Stile regierte der Kaiser dann weiter. Der Weg zu den höchsten Staatsämtern führte über Sodom. Denselben einschlagend wurden Tänzer, Maulthiertreiber, Kutscher und Barbiere Gardegenerale und Minister[1]).

Das widernatürliche Laster, überhaupt die Pestbeule der antiken Gesellschaft, war unter Elagabal so zu sagen zur höchsten Staatsraison erhoben. Diese Pestbeule hat übrigens auch in der modernen Welt allzeit und überall sich gezeigt, wo und wann der Despotismus seinen Höhegrad erreichte. Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten z. B. grassirte, wie uns die Briefe der ehrlichen und mit der Sprache geradeherausgehenden Elisabeth Charlotte d'Orleans bezeugen, die Mode, daß Herren „die Damen agirten". So drückt es die gute Pfälzerin aus und sie versichert, daß auch die Jugend des nachmals so berühmt gewordenen Prinzen Eugen von Savoyen durch diesen Gräuel befleckt gewesen sei. Uebrigens sorgt ja schon der kirchliche Cölibat auskömmlich dafür, daß diese Pest nicht aufhöre, und wer etwas gegen das heilige Institut einwenden wollte, „der sei verflucht!"

Man könnte glauben, Elagabal wäre von einer dämonischen Begierde und Absicht getrieben worden, zu versuchen, wie weit wohl die menschliche Geduld reichte, was alles die Niedertracht der Menschen sich bieten und anthun ließe. Allein dies annehmen, hieße dem afterwitzigen Jungen zu viel Ehre erweisen. Es war keine Methode, kein pessimistisches System in dieser Narrheit, wie die Welt sie zum zweitenmal nicht gesehen hat. Alles, was die Verirrung der menschlichen Phantasie jemals ausgetiftelt hat, kindischrasende Vergeudung, schweinisch im Kothe sich wälzende Lüderlichkeit, Kolossales und Albernes zu einem scheusäligen Mischmasch zusammenmantschende Launenhaftigkeit, das alles

1) „Commendati enormitate membrorum." Lamprid, 12.

war in diesem tollgewordenen syrischen Buben verkörpert. Elagabal war geradezu ein Unikum. Er hätte von rechtswegen in Spiritus aufbewahrt und der Nachwelt als das seltenste Naturspiel moralischer Mißgestaltung überliefert werden sollen, als die ungeheuerlichste geistige Mißgeburt.

Elagabals Tage und Nächte waren eine ununterbrochene Aneinanderreihung von Narretheien, Schamlosigkeiten und Grausamkeiten. Er zuerst trug in Rom ganze Anzüge von reiner Seide, welcher Stoff damals noch so kostbar, daß er buchstäblich mit Gold aufgewogen wurde. Ein Pfund Seide kostete ein Pfund Gold. Die kaiserliche Tafel durfte nie weniger als 100,000 Sesterzen kosten. Wie vordem Kaligula, so machte auch Elagabal aus dem kaiserlichen Palatium ein Bordell. Er badete in Rosenessenz und in den kostbarsten Weinen. Die Erfindung einer neuen Brühe war eine wichtige Staatsangelegenheit. Selbst zu den niedrigsten animalischen Verrichtungen bediente sich der tolle Prasser nur goldener und murrhinischer Gefäße. Für Monstrositäten der Unzucht setzte er Prämien aus. Heute wandelte ihn die Laune an, zehntausend Ratten oder zehntausend Marder oder zehntausend Katzen auf *einem* Haufen sehen zu wollen, morgen befahl er, ihm tausend Pfund Spinnengewebe zu bringen. Inmitten raffinirtester Schwelgereien und Genüsse vor Begierde verschmachtend und nach Zerstreuung lechzend, ließ er lebenden Hähnen die Kämme ausreißen, lebenden Nachtigallen die Zungen ausschneiden, lebenden Pfauen und Krammetsvögeln das Gehirn auspressen, lebenden Papageien und Fasanen die Köpfe abdrehen. Vor seine goldenen Wagen spannte er Hunde, Hirsche, Kameele, Tiger, Löwen, Elephanten oder zur Abwechselung vier schöne nackte Mädchen, während er selber nackt kutschirte. Seinen Parasiten machte er kostbare Vasen zum Geschenk, angefüllt mit Kröten, Skorpionen oder Schlangen. In seinen bübischen Späßen regte sich überall der Kitzel der Grausamkeit. Seine zu Tische geladenen Schmarotzer und Speichellecker hielt er so lange hin, bis sie recht hungrig geworden, und dann ließ er ihnen

köstliche Gerichte vorsetzen, welche aus Wachs oder Alabaster täuschend nachgebildet waren. Betrunken gemachte Gäste ließ er nach ausgeschlafenem Rausche in einem versperrten Gemache zu ihrem Todesschrecken mitten unter Bären, Löwen und Tigern erwachen, welchen die Zähne ausgebrochen waren. Mitunter, wenn seine Tischgenossen recht munter waren, schlich sich der Wirth davon. Dann schob sich plötzlich die Decke des Speisesaals auseinander, ein nicht endenwollender Wolkenbruch von Rosen, Violen und Lilien fiel aus der Oeffnung herab und erstickte die eingeschlossenen Schmausenden unter seiner duftenden Wucht[1]).

Und während dieses Narrenspiel des Cäsarismus im oberirdischen Rom tobte und tollte und der orientalische Sensualismus die ganze Wuth seiner Willkür in der elagabalischen Orgie ausließ, bereitete und rüstete im unterirdischen Rom, in den Katakomben, wo die „Christianer" ihrem gekreuzigten Schmerzensgotte düstere Hymnen sangen, der orientalische Spiritualismus sich zu seinem Vernichtungsstoß auf die von innen heraus verfaulte antike Welt.

---

## 6.

In diesem Tollrausch balspfäffisch-kaiserlicher Lebensführung, welche die ganze Ordnung der Natur umzukehren, zu verkehren, zu verhunzen und zu verschänden trachtete, zuckte zuweilen wie ein stechender Schmerz der Gedanke auf: Was wird das Ende sein?

Ein syrischer Bettelprophet soll dem verrückten Jungen von Kaiser prophezeit haben, sein Tod würde ein gewaltsamer sein. Eine wohlfeile Prophezeiung; denn wo und wie hätte der Heliogabalismus anders enden können und sollen als in einer Blutlache? Der wahnwitzige Kaiserbube fühlte

1) Lamprid, 19—32.

in lichten Momenten das selber sehr wohl und er hat sich sogar in seiner Weise darauf vorbereitet. Er ließ sich Stricke von Seide, Purpur und Scharlach drehen, um sich damit, so der bittere Augenblick gekommen wäre, zu erwürgen. Er hielt auch goldene Degen und Dolche bereit. In Dosen von Perlen, Smaragden und Amethysten verwahrte er schnellwirkende Gifte. Zuletzt ließ er einen hohen Thurm erbauen und den Boden am Fuße desselben mit Gold und Edelsteinen pflastern. Da wollte er sich im Nothfalle herabstürzen: auch sein Tod sollte kostbar und prächtig sein. Es kam aber anders: Elagabals Tod war nichts weniger als prächtig, obzwar seines Lebens durchaus würdig.

Die alte Mäsa hatte schon lange erkannt, daß ihres älteren Enkels sinnloses Rasen mit einer Katastrophe endigen müßte. Sie suchte sich daher bei Zeiten so einzurichten, daß sie nicht mitbetroffen würde. Ihre jüngere Tochter ging auf die Absichten und Veranstaltungen der Mutter ein, während die schandbare Soämis („probrosissima mulier“) die Tollheiten ihres Sohnes gedankenlos gewähren ließ und mitmachte. Mäsa fädelte die Sache recht schlau ein. Sie wiederholte ihrem kaiserlichen Enkel fortwährend, wie es schade sei, daß die Regierungssorgen und weltlichen Geschäfte seine Zeit so sehr, zu sehr in Anspruch nähmen und er demnach für seine geistlichen Obliegenheiten, seine priesterlichen Verrichtungen, Opferungen, Feste und bakchischen Pompe nicht Stunden und Tage genug übrig hätte. Er sollte sich daher für seine profanen Geschäfte einen Gehilfen zulegen und wer anders könnte das sein als sein Vetter Alexianus? Elagabal ging auf die großmütterliche Leimruthe, adoptirte seinen Vetter, erklärte ihn zum Cäsar und Mitkonsul und ließ das betreffende Dekret vom Senat registriren. Als Gegengefälligkeit verlangte er, daß Alexianus seine Tollheiten, Bübereien und Ausschweifungen mitmachte; allein Mammäa verhinderte das und sorgte sehr umsichtig dafür, daß ihr Sohn geistig und körperlich für seinen künftigen Herrscherberuf tüchtig vorgeschult wurde. Neben-

bei mußte der junge Cäsar seinen Namen Alexianus mit dem Namen Alexander vertauschen, weil, wie man die Gardesoldaten wissen zu lassen Sorge trug, der Vater des Prinzen, der unvergeßliche Karakalla, diesen Namen als den des makedonischen Heros vor allen hochgehalten habe. Endlich wurde zu Gunsten des Prätendenten auch das Mittel in Anwendung gebracht, worauf, wie Herodian sich ausdrückt, „die Soldaten am meisten sehen“ oder welches „auf sie am kräftigsten wirkt“, d. h. Geld. Mammäa spendete dasselbe unter der Hand reichlich zur Vertheilung an die Truppen.

Die Bevorzugung, welche Alexander vonseiten der Prätorianer erfuhr, wurde bald so auffallend, daß sich Elagabal in nüchternen Augenblicken sagen mußte, sein Vetter-Mitregent oder die hinter demselben Stehenden paßten nur eine günstige Gelegenheit ab, ihn selber beiseite zu stellen, was im Sprachgebrauch der römischen Kaiserzeit mit umbringen gleichbedeutend war. Er versuchte daher das Prävenirespiel zu spielen, war aber eine allzu jämmerlicher Spieler, um gewinnen zu können. Der elagabalische Wahnwitz hatte sich zu dieser Zeit schon zu völligem Blödsinn verwässert. Aus dem Narren war ein Trottel geworden. Sonst hätte Elagabal nicht ganz offen und öffentlich von den Anschlägen gesprochen, welche er gegen seine Tante Mammäa und ihren Sohn in Ausführung bringen wollte. Es war leicht, diese Anschläge zu vereiteln, und nun ermannte sich der Kaiser — wie es scheint, auf Antreiben vonseiten seines Buhlers Hierokles — zu einem gewaltsamen Versuch. Er entsetzte seinen Vetter der cäsarischen Würde. Die Garden murrten, ließen sich aber für den Augenblick noch beschwichtigen und begnügten sich, ihren General zu beauftragen, für die Sicherheit des jungen Alexanders zu sorgen.

Das Gesindel, welches den Palast erfüllte, Verschnittene und Pfaffen, Lustknaben und Freudenmädchen, Tänzer, Cirkuskutscher und Barbiere, fand sich aber mißbehaglich und traute dem Frieden nicht. Alexander sollte daher be-

seitigt werden. Man drängte den Kaiser, den Wurf zu wagen und zunächst die Stimmung der Truppen einer gefährlichen Probe zu unterstellen, indem man das Gerücht ausgehen ließe, der Prinz läge im Sterben. Nähmen die Soldaten das geduldig hin, so könnte man ja das Gerücht zur Wahrheit machen.

Aber die ungeschickte Probe schlug fehl. Die Prätorianer barsten draußen in ihrem Barackenlager in Wuth aus, sowie das erwähnte Gerücht zu ihnen gedrungen war. Sie weigerten sich, die zur Ablösung der Palastwache bestimmte Kohorte in die Stadt zu schicken, was soviel bedeutete, wie wenn die türkischen Janitscharen ihre Fleischkessel auf dem Et Meidan umstürzten. Beides war eine Erklärung des Aufruhrzustandes. Hierauf schlossen die Garden die Lagerthore und erklärten, auf keine Verhandlung sich einlassen zu wollen, bevor sie den Cäsar Alexander in ihrer Mitte sähen.

Darob fiel der balspfäffische Jämmerling in Angstschweiß. Er ließ eilends seinen Vetter holen, nahm denselben in seinen kaiserlichen Palankin, welchem die Sänfte der Kaiserin-Mutter Soämis folgte, und begab sich mit Pomp und Pracht in das prätorianische Lager. Die Thore desselben öffneten sich dem kaiserlichen Zuge, aber nicht der Kaiser, sondern nur der Cäsar wurde von den Soldaten mit jubelndem Vivat begrüßt. Einer sehr unzeitigen Zornwallung nachgebend, befahl Elagabal die Hauptschreier zu greifen und als Meuterer zu bestrafen. Das hieß den Leitstrick einer geladenen Mine anzünden. Die ganze Garde erhob sich für die verhafteten Kameraden und die Meuterei brach mörderisch los. Der Kretin von Kaiserbube wurde in den Lagerlatrinen, wo er ein Versteck gesucht, aufgefunden und umgebracht, ebenso die Kaiserin-Mutter, ebenso das ganze Gesindel von Gefolge. Die Leichname Elagabals und seiner Mutter wurden von den wüthenden Soldaten unter gräulich-wüsten Späßen durch die Straßen der Stadt geschleift und dann in eine Kloake geworfen. So geschehen am 11. März des Jahres 222.

Alexander, nach seinem angeblichen oder wirklichen Großvater Severus genannt, wurde Kaiser, einer der besten, welche Rom gehabt hat. Nur war er allzu nachgiebig gegen seine herrsch- und habsüchtige Mutter Mammäa. Aber alle seine Tüchtigkeit konnte ihn doch nicht davor bewahren, sterben zu müssen, wie sein verrückter Vetter oder Bruder gestorben war. Alexander Severus wurde am 19. März 235 durch meuterische Soldaten in einem Dorf am Rhein (Bretzenheim?) erschlagen.

Der Thor und der Weise, der Feigling und der Tapfere, der Bösewicht und der Tugendmann hatten also ganz das gleiche Schicksal. Das ist der Witz der Weltgeschichte!

# Hypatia.

. . . . . . . . . . Das Gemeine nur
Stößt sich den Fuß nicht wund auf seinen Wegen
Und wird nicht aufgehalten. Welt und Zeit,
Euer Schoßkind ist die Mittelmäßigkeit!

Otto Ludwig.

---

## 1.

Die Sophisten der „Umkehr“ brauchten uns nicht erst so feierlich-ausdrücklich zu versichern, wie sie thaten, — wir wußten ja lange schon aus allen heidnischen, jüdischen, christlichen und islamischen Kirchengeschichten, daß Ausschließlichkeit, Unduldsamkeit und Verfolgungseifer Hauptmerkmale aller Religionen sind, sowie der Religion an und für sich. Das ist nicht etwa im Sinne des Vorwurfs oder der Bemakelung ausgesprochen. Die arme Religion kann nichts dafür: so wenig der Löwe etwas dafür kann, daß er auf Raub ausgehen und bei Befriedigung dieses seines Naturtriebes Blut vergießen muß. Es folgt auch die Religion nur ihrer Natur, wenn sie verfolgt.

Religion ist das Tasten aus dem Zeitlichen heraus und in das Ewige hinein, ein Pfadsuchen vom Endlichen zum Unendlichen, ein Brückenschlagen vom Sinnlichen ins Uebersinnliche. Geht man — ich spreche selbstverständlich hier nur von Menschen und für Menschen, welche das Zeug und den Muth haben, folgerichtig zu denken — geht

man diesem eiteln Mühen und Ringen bis zu seiner letzten Wurzelfaser nach, so findet man, daß dieselbe heißt: Angst vor dem Aufhörenmüssen, Horror Vacui, Todesfurcht. Der Mensch will über die seinem Dasein gesetzten Gränzen hinaus fortexistiren: der Glückliche, um seines diesseits genossenen Behagens auch im Jenseits irgendwo weiter zu genießen; der Unglückliche, um „drüben" all das Glück zu finden, um welches er „hüben" geprellt war; der Idealgläubige, um endlich doch in die „heitern Regionen" zu gelangen, wo die „reinen Formen wohnen", die Urbilder des Wahren, Guten und Schönen. Nur ganze Männer — von Frauen kann hierbei überhaupt nicht die Rede sein — nur „Nummer-Eins-Männer", welche es nach des Lukretius schönem Ausdrucke soweit gebracht haben, gleichmüthig auf alles blicken zu können („pacata posse omnia mente tueri"), vermögen dem Gedanken der Vernichtung des „Ich" und „Selbst" ins unerbittliche Antlitz zu sehen und, wann die letzte Stunde gekommen, stoisch-resignirt zu sagen wie Manfred: „Earth, take these atoms!" Die übrigen Millionen und hunderte von Millionen sie wünschen alle, ihr „Seelenheil" zu retten, d. h. über Tod und Grab hinaus fortzuleben, und da es Menschenart, zu glauben und zu hoffen, was man wünscht, so glauben und hoffen sie, daß ihr liebes Ich „unsterblich" und bestimmt sei, nach ihrem leiblichen Tode in eine höhere Klasse der ewigen Vervollkommnungsschule versetzt zu werden oder, wie die Frommen im landläufigen Sinne es ausdrücken, „Gott zu schauen".

Und die Frommen haben Recht. Denn thatsächlich fällt die Vorstellung einer persönlichen Unsterblichkeit untrennbar mit der Vorstellung eines persönlichen Gottes zusammen und diese identische Vorstellung macht das aus, was wir „Religion" nennen. Man kann also die Religion mit Fug und Recht eine Assekuranzanstalt für das Seelenheil heißen, eine Unsterblichkeitsversicherungsgesellschaft. Assekuranzanstalten setzen aber die Solidarität der Interessen ihrer Theilnehmer voraus und ihr Gedeihen beruht auf

einer möglichst zahlreichen Betheiligung. Je größer die Anzahl der Gesellschaftsmitglieder, desto größer das Assekuranzkapital und desto größer mithin auch die Sicherheit der Assekurirten, — wenigstens in der Einbildung derselben. Denn es untersteht ja keinem Zweifel, daß die Menschen stets bereit sind, alles, was sie von Tausenden, Hunderttausenden und Millionen geglaubt sehen und hören, ohne weiteres für wahr und richtig, für sicher und gewiß zu halten.

Hieraus ergibt sich, daß der Kredit und folglich auch die Heilswirkung eines religiösen Unternehmens um so bedeutender ist, je größer die Zahl derer, welche ihre „Seelen" bei demselben versichert haben. Deßhalb muß es jedem Theilhaber und vorab den Geschäftsführern, Verwaltungsräthen und Agenten ernstlich am Herzen liegen, immer mehr Mitglieder zu gewinnen und die Wirksamkeit der Anstalt immer weiter und weiter, wo möglich über die ganze Erde auszudehnen. Es ist also für die Bekenner einer Religion heilige Pflicht und Schuldigkeit, für dieselbe Propaganda zu machen, und zwar mit allen Mitteln, welche ja der Zweck stets unbedingt heiligt. Die lieben Mitmenschen, sie mögen wollen oder nicht, müssen zu diesem oder jenem alleinseligmachenden Assekuranzglauben bekehrt werden. Sie müssen in *unseren* Schafstall herein, auf daß ihre Seelen gerettet werden. Sträuben sie sich, desto schlimmer für sie. Prügelt, foltert, erwürgt, kreuzigt, verbrennt die Ketzer! Thut nichts, — „der Bien' *muß*!"

Es ist demnach nur eine der bekannten „Flachheiten" des Rationalismus, wenn er Fanatismus und Verfolgungssucht als Schattenseiten der Religion achselzuckend beklagt. Im Gegentheil, Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit sind wesentlich religiöse Tugenden. Jede Religion, so lange sie in rechtem Safte steht, d. h. so lange sie an sich selber glaubt, ist fanatisch und verfolgungssüchtig. Sie muß es sein, sie kann gar nicht anders. Jeder rechte Gläubige ist ein Fanatiker, zu jeder Stunde bereit, seine Mitmenschen aus lauter Liebe zu fressen, d. h. aus ungeheurer Angst

für sein und ihr Seelenheil sie zu martern und zu morden. Mit dem Verfolgungsgeist und der Verfolgungsgewalt einer Religion sinkt auch ihre Kraft und ihr Kredit. Sowie eine Religion „aufgeklärt" und duldsam wird, tritt sie in das Stadium des Marasmus senilis. Religiöse Toleranz ist ein ganz untrügliches Merkmal, daß die noch zu Recht bestehende Glaubensform von der Civilisation überholt, von der Zeitbildung überflügelt worden sei und nur noch eine konventionelle Bedeutung habe. Der Bestand einer derartig abgelebten und ausgehöhlten Religion ist dann weiter nichts mehr als eine organisirte Heuchelei, welcher sich auch die denkenden Menschen — zu ihrer Schmach sei es gesagt! — unterwerfen, indem sie mit vornehmem Achselzucken das religiöse Institut fortgelten lassen als eine geistliche Sukkursale der weltlichen Polizei, „gut genug für den großen Haufen".

Freilich ist es — alle die Gekreuzigten und Verbrannten haben es schmerzlich erfahren — gefährlich, „sein Gefühl und Schauen dem Pöbel zu offenbaren;" allein wenn man nicht den Maßstab der Konvenienz, sondern den der Sittlichkeit anlegt, so erscheint ein aufrichtiger Fanatiker und Verfolger unbedingt ehrenwerther als so ein heuchelnder Kühleborn, der nur mit Mühe das Hohngrinsen verhält, wenn er die Leute in die Kirche laufen und kommuniciren sieht, aber mitläuft und mitkommunicirt. Wer auf den mühsamen und gefährlichen Felsen- und Gletscherpfaden der Selbstbefreiung die Aetherhöhe der Freiheit wirklich erklommen hat, der soll auch den Muth haben, von dem gedankenlosen Schwarm in der Tiefe sich fernzuhalten und das „Odi profanum vulgus et arceo —" zu bekennen und zu befolgen. Jeder selbstständige Denker ist ja ein einsamer Mensch, ein Einsiedler mitten im Gewühle des Lebens, und er muß sich daran gewöhnen, „a phantom among men" zu sein wie der arme Shelley . . .

Und was soll diese ganze Gedankenentwickelung? Oh, weiter nichts als das „Thema" bilden für die nachstehende historische „Glosse".

---

## 2.

Vielleicht der genialste Mensch des gesammten Alterthums ist der makedonische Alexander gewesen. Man begreift beim Anblick dieses wunderbaren Jünglings, daß die Völker sich zuflüsterten, seine Mutter Olympias habe mit dem Zeus sich vergangen und in der Umarmung des höchsten der Götter den göttlichen Sohn empfangen. Was jubelnde Mythen von den Eroberungszügen fabelten, welche ein anderer Jupitersproß, der Sohn Semele's, unternommen hätte, das machte der Makedonier zur Wirklichkeit. Sein Heldenzug nach Asien hat etwas Bakchantisches: etwas wie das Thyrsusschwingen jauchzender Mänaden, etwas wie das Erzbeckenklingen lärmender Korybanten begleitet ihn und zuletzt, ach, endigt alles in der tobenden Orgie des Allmachttaumels, des Weltherrschaftschwindels und des — Weinrausches. Ein Stück Romantik, phantastisch-kühn mitten in die Antike hineingestellt.

Aber Alexander war dennoch nicht etwa nur ein Heros im homerischen oder ein Ritter im ariostischen Sinne, sondern unendlich viel mehr: — ein Kulturheld. Ein durstiger Zecher, setzte er die mit dem Nektarwein der hellenischen Bildung gefüllte Schale an seine Lippen, um in vollen Zügen zu trinken. Dann schwenkte er den göttlichen Pokal asienwärts und afrikawärts, damit das befruchtende Naß bis zu den Gestaden des Indus und des Nils hinspritzte. Ohne Bild: die Erträgnisse der griechischen Kulturarbeit wurden auf den Spitzen der makedonischen Lanzen hinausgetragen in die Welt. Der Eroberer Alexander vollzog zugleich die Mission eines Civilisators und hierin hat seine Genialität noch weit glänzender sich erwiesen als in der Schlachtenlenkung und Ländergewinnung. Die genialste seiner civilisatorischen Thaten war aber unstreitig die Gründung der Stadt, welche seinen Namen erhielt und bald auch seinen Leichnam, um denselben in dem Mausoleum zu bewahren, das im Mittelpunkte von Alexandria

da sich erhob, wo die beiden Haupt- und Prachtstraßen — 1 Meile die eine, 3 Meilen die andere lang — rechtwinkelig sich kreuzten.

Auf der Landzunge zwischen dem See Mareotis im Süden und dem Mittelmeer im Norden wurde die Stadt Alexanders erbaut, bestimmt, das Emporium des Welthandels, die kosmopolitische Hochschule des Hellenismus, die Kulturvermittlerin zwischen drei Erdtheilen zu sein. Und das ward sie und blieb sie etliche Jahrhunderte lang. Die Dynastie der Ptolemäer, welche mit bewundernswerther Geschicklichkeit das Griechenthum dem alten Aegypten aufzuimpfen verstanden hat, machte ihr Alexandria architektonisch zur ersten Stadt der letzten vorchristlichen Jahrhunderte und sie behauptete, den vielfachen Einbußen und Verwüstungen zum Trotz, welche sie in den Zeiten des Ueberganges Aegyptens in römische Botmäßigkeit erlitt, diesen Rang auch noch im ersten Säculum der christlichen Aera. Ja, bis zur Zeit Trajans konnte sie an Kolossalität, Mannigfaltigkeit und Pracht ihrer Bauteu, an Bevölkerungsfülle, Belebtheit und Reichthum mit Rom wetteifern, während es noch zu Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts scharfsichtigen Beobachtern und kompetenten Urtheilern zweifelhaft erschien, ob Konstantinopel oder Alexandria die prächtigere Stadt.

Von ihrer Gründung an hatte Alexandria den Charakter der Weltbürgerlichkeit gehabt und die Ptolemäer hatten denselben aus allen Kräften gestärkt und gesteigert, um daran einen Rückhalt zu gewinnen gegen die starre Abgeschlossenheit des Aegypterthums und dieses mittels Rassen-, Religionen- und Bildungsmischung allmälig zu zermürben und zu brechen. Alexandria war die glänzende Verkörperung dieses politischen Gedankens und zugleich ein geräuschvoller Hohn der Weltgeschichte auf die pfäffisch-pharaonische Abmauerung des Nillandes von ehedem. In den beiden Häfen und auf dem riesenhaften, die Pharus-Insel mit dem Festlande verbindenden Hafendamm, auf dem Kanal, welcher die Hafenanlagen mit dem See Ma-

reotis in Verbindung setzte, auf den Quais, auf den Plätzen und Straßen wogte und bewegte sich die bunteste Völkermischung. Drei Erdtheile stellten ihr lärmendes Menschenkontingent. Die kaukasische, die malayische und die äthiopische Rasse waren da vertreten. Alle Hautfarben und alle Trachten Asiens, Afrika's und Europa's wimmelten durch einander, die Töne unzähliger Sprachen und Mundarten durchkreuzten sich. Geschwader von Nilbarken führten die Erzeugnisse Abyssiniens und Oberägyptens herab, Kameelkaravanen brachten von den Ufern des rothen Meeres die dort ausgeladenen Stoffe China's und die Gewürze Indiens, andere über die Landenge von Pelusium herüber den Ueberfluß Syriens und wieder andere die köstlichen Früchte der in die Wüsten Libyens gestreuten Oasen. Und was Asien und Afrika nach dem großen Stapelplatz lieferten, das ward aus den ungeheuren Waarenspeichern am mastenwimmelnden Hafen auf die Schiffe aller seefahrenden Nationen gebracht, um nach den Küsten Europa's verführt zu werden. Im übrigen hatte Alexandria wie der Vortheile der ersten Welthandelsstadt zu genießen, so auch die Nachtheile dieser Stellung zu tragen. Die Stadt war demzufolge der Hauptsammelplatz aller Schwindler und Gauner, Fälscher, Diebe und Mörder und der alexandrinische Pöbel seiner Anzahl, seiner Frechheit und Unbändigkeit wegen so verrühmt, wie zu unserer Zeit der Mob von London oder New-York. Ueberhaupt war die buntgemischte Bevölkerung Alexandria's schwer zu bemeistern und schwierig zu beherrschen. In der Barrikadologie durften die Alexandriner dreist den Ehrenplatz ansprechen, welcher in der modernen Welt den Parisern von rechtswegen zukommt.

Aber die Stadt Alexanders war nicht nur die Lieblingsstätte des Völkerverkehrs, des Handels und der Empörungen, sondern auch der Wissenschaft. Welche Nachblüthe hier die griechische Literatur erlebte, weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Man muß es den Königen der ptolemäischen Dynastie lassen, daß sie die Kulturmission des Heros, dem ihr Stifter als General gedient hatte, mit Eifer fortsetzten.

zwar die schöpferische Kraft des hellenischen Genius in allen höheren und höchsten Sphären der Poesie und Philosophie war im alexandrinischen Zeitalter schon unwiderbringlich dahin und die erquicklichsten dichterischen Töne, welche dazumal noch laut wurden, kamen aus der idyllischen Rohrflöte des Theokrit. Dagegen entwickelte sich in Alexandrien zum erstenmal in der antiken Welt eine vielseitige, methodische Gelehrsamkeit und eine eifrige, systematische Pflege der exakten Wissenschaften. Die Stadt war auch geradezu die Bibliothek des Alterthums. Die von Ptolemäos Philadelphos zusammengebrachte unschätzbare Büchersammlung von 400,000 Bänden oder Rollen war freilich im alexandrinischen Kriege des Julius Cäsar in Flammen und Rauch aufgegangen. Allein Ptolemäos Physkon sammelte eine zweite kostbare Bücherei, die dann in 200,000 Bänden der Bibliothek des Königs Eumenes von Pergamus, welche Markus Antonius seiner hochgeliebten Kleopatra zum Geschenke machte, einen stattlichen Zuwachs erhielt. Diese Büchersammlung, welche die geistigen Schätze, die Resultate der gesammten Kulturarbeit des Alterthums in sich faßte, war in einem Flügel des Serapeion untergebracht, in jenem Riesen- und Prachtgebäude also, welches die grandioseste Tempelbaute der alten Welt und der Stolz Alexandria's gewesen ist. Das Serapeion, an und in welchem sich alles Schöne, was griechische Ornamentik, Skulptur und Malerei hervorzubringen vermochten, mit dem Kolossalen der ägyptischen Architektur zu einem majestätischen Ganzen verband, war dem Dienste des Serapis (Sar-Api, zusammengezogen aus Osiri-Hapi, Osiris der Richter) geweiht und also einem durch den ersten Ptolemäer zusammengestoppelten Gotte gewidmet. Eine wunderliche mythologische Bildung! Denn der König hatte den hellenischen Zeus seinen ägyptischen Unterthanen dadurch annehmlich zu machen gesucht und gewußt, daß er den griechischen Gott mit einem ägyptischen, dem Osiris, zu einem Idole verschmolz.

Das sinkende Heidenthum bemühte sich überhaupt, mittels allerhand wunderlicher Kombinationen und Allianzen

seine Existenz zu verlängern. Es war auch bereits von dem Vorgefühle seines Unterganges angefröstelt, verträglich und duldsam. Besonders in Alexandria, wo schon die Handelsverhältnisse es gebieterisch forderten, daß die verschiedenen landwüchsigen und importirten Götter, d. h. ihre Anhänger, in leidlichem Frieden miteinander oder wenigstens nebeneinander lebten. Die heidnischen Gottheiten hatten sich da schon frühzeitig die Nachbarschaft des grimmigen Judengottes Jahve gefallen lassen müssen; denn die Kinder Israel waren zu vielen tausenden an einen Ort herbeigeströmt, welcher zum Geschäftemachen so geeignet war, hatten sich da niedergelassen und bildeten in Folge der Fruchtbarkeit ihrer Lenden und Schöße bald einen sehr zahlreichen und gewichtigen Theil der Stadtbevölkerung. Das Aufkommen des Christenthums brachte sodann in diese ein neues, höchst wirksames Ferment. Auf dem heißen Boden Aegyptens, welcher ja die christliche Möncherei ausgebrütet hat, fanatisirte sich der neue Glaube zu einer aggressiven Wuth hinauf, welcher gegenüber Heidenthum und Judenthum nur mühsam ihre defensiven Stellungen behaupteten. Aus den ägyptischen Wüsteneien sind jene Scharen barfüßiger und schwarzkäppiger Mönche hervorgebrochen, welche im Namen des Gekreuzigten allem Schönen, was die heidnische Welt geschaffen hatte, einen Vertilgungskrieg ansagten und diesen Krieg unerbittlich führten.

Die antike Götterdämmerung hatte begonnen und war durch die Reaktion Julians nicht in ihrem Laufe aufgehalten worden. Die altersschwach gewordenen alten Götter wurden von den neuen Göttern — denn schon hatte sich ja auch das Christenthum polytheistisch gestaltet — ihrer Altäre entsetzt und ins Exil getrieben, welches sie — merkwürdig zu sagen! — in der Brust der ganz Bildungslosen, der Bauern auf dem platten Lande, sowie der Höchstgebildeten fanden, welchen letzteren die Anschauungen und Lehren der griechischen Philosophie mehr religiöse Befriedigung gewährten als die vom Koncil zu Nikäa festgestellten christlichen Dogmen. Aber die Philosophie war nur noch

ein schwacher Schild für die armen schönen Göttergestalten des Olympos. Sie vermochte dieselben gegen die Streitaxt in der derben Faust der christlichen Theologie nicht mehr lange zu decken. Es kam der Tag und die Stunde, wo der „Vater der Götter und Menschen“, Jupiter Optimus Maximus, förmlich und feierlich abgesetzt wurde.

Dieses Exempel ist an einem Gotte, zu welchem Millionen und wieder Millionen von Menschen fürchtend und hoffend, flehend und dankend, leidvoll und freudvoll gebetet hatten, statuirt worden auf Anordnung des Kaisers Theodosius, welcher, der Sohn eines hispanischen Landsknechts, des römischen Gesammt-Imperiums Majestät zum letztenmal in seiner Person vereinigte. Es war gewiß eine höchst eigenthümliche Scene, als der Kaiser in voller Senatssitzung die Frage: Soll der Dienst Jovis oder Christi die Religion der Römer sein? zur Verhandlung und Abstimmung bringen ließ. Todte also sollten da einen Todten begraben. Denn der römische Senat war ja seit etlichen Jahrhunderten schon nur noch eine klägliche Spukgestalt, ein Gespenst der Republik, welches der Cäsarismus wie zum Spaß hatte herumwanken lassen, und auch der alte Jupiter war schon vor langer Zeit gestorben. Dennoch — wunderbar zu melden! — vermochte der allerhöchste Wink und Befehl in der senatorischen Mumiensammlung keine Stimmeneinhelligkeit zu Ungunsten des Liebhabers der Danae, der Europa und Semele zuwegezubringen. Nur mit Stimmenmehrheit wurde dekretirt: Herrgott Jupiter ist anmit abgesetzt und seine Religion verworfen und abgethan. Einer jener Skribenten, welche allzeit und überall in Versen und in Prosa dem Erfolge räuchern, der Zeitgenosse Aurelius Prudentius, hat dann, über das „infame Jovis pulvinar“ losziehend, dem abgethanen Gotte noch einen hexametrischen Eselstritt gegeben. Der ganze Staatsaktus aber macht Einen unwillkürlich an einen ähnlichen denken, welcher gerade 13 Jahrhunderte später stattfand, an jenen auf Betreiben Robespierre's gefaßten Konventsbeschluß, kraft dessen der Herrgott — unbestimmt

freilich, ob der heidnische, jüdische oder christliche — wieder eingesetzt worden ist. Was sich doch die armen Götter unter Umständen nicht alles gefallen lassen müssen!

Die Zerstörungsarbeit, welche der christliche Fanatismus in der ganzen Kraft und Wildheit seiner Flegeljahre gegen das altersschwache Heidenthum begonnen hatte, war jedoch dem römischen Senatskonsult weit vorausgeeilt, insbesondere in den Provinzen des Ostens, wo sich die Bekenner des neuen Glaubens mit unbändiger Wuth auf die Oertlichkeiten und Apparate des alten warfen, um alle die „heidnischen Gräuel" vom Angesicht der Erde wegzutilgen. Vorragend an inbrünstigem Eifer in diesem Geschäfte war unter seinen Amtsbrüdern der Erzbischof von Alexandria, Theophilus, welchen uns die zeitgenössischen Quellenschriften in so schroff wechselnder Beleuchtung zeigen, daß man nicht recht weiß, ob er ein großer Heiliger oder ein vollendeter Schurke gewesen, — wie das ja auch mit anderen großen Kirchenlichtern damaliger und späterer Zeiten der Fall. Im übrigen muß man einräumen, diese alten Pfaffen waren in ihrer Art ganze Kerle. Keine „gebildeten" Philister, keine aufgeklärten Wendehälse, Zweiächseler und Simsenläufer, keine liberalen Eiertänzer und Balancirstängler, nein, wohl aber Durchgreifer, Durchfahrer und Drauflosgänger mit Hurrah und Hussah, will sagen mit Kyrie-eleison und Te-deum-laudamus, mit Hosianna und Halleluja.

Der streitbare Theophilus lebte selbstverständlich mit der heidnischen und jüdischen Bevölkerung Alexandria's in fortwährender Fehde, die er zuweilen mit viel List, aber häufiger mit noch mehr Gewalt führte, immer nur in der heiligen Absicht, seinen dreieinigen Gott über Zeus oder Jahve triumphiren zu lassen. Juden und Heiden — die letzteren unter Führung des Philosophen Olympios — zogen mitunter, durch die gemeinsame Gefahr vereint, an einem Strange gegen den Erzbischof, allein dieser, dem der Pöbel der Stadt und in der nahgelegenen Wüstenei Nitria ein allzeit kampffertiges Heer von Mönchen zu Diensten war,

erwies sich in der Regel als der Stärkere. So gelang ihm denn auch sein Zerstörungsanschlag auf das Serapeion, welches ihm als die Hauptburg des Heidenthums in Alexandria verhaßt war. Freilich haben heidnische Autoren behauptet, der heilige Mann sei bei seinem Anschlag auf den Tempel des Serapis von der „auri sacra fames“ getrieben worden, d. h. er habe den ungeheuren Barschatz von Gold und Silber, welcher in Form von Kultgeräthen und Weihegefäßen dort vorhanden, an sich bringen wollen. Wie dem sei, der Erzbischof gelangte an sein Ziel (389). Er wußte ein Edikt des Theodosius zu erwirken, welches ihn zur Zerstörung der „Götzen“ in Alexandria ermächtigte und welches die Heiden, die gar wohl wußten, daß der Kaiser nicht mit sich spassen ließe, so entmuthigte, daß sie den bislang mit den Waffen in der Hand zum Schutze ihres großen Heiligthums geführten Kampf aufgaben. Theophilus, als der echte und rechte Christ, der er war, begann sein Zerstörungswerk mit der Vernichtung der heidnischen Kulturschätze, welche im Serapeion aufbewahrt wurden: — die große Bibliothek ward vernichtet oder durch Plünderung zerstreut. Diese heidnischen Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Mathematiker, Physiker und Astronomen, welche so vieles zu lehren wußten, sollten die heilige Unwissenheit und fromme Barbarei der Christen nicht länger belästigen und beeinträchtigen. Nachdem sodann der Erzbischof der goldenen und silbernen Tempelgefäße sich bemächtigt hatte, drang er mit seiner Bande bis ins innerste Heiligthum, bis zur Cella vor, wo die Kolossalstatue des Serapis stand. Auf des Prälaten Befehl that ein Soldat die ersten Axthiebe auf das Bild des Gottes, dessen Haupt bald am Boden rollt. Wie der Rumpf zertrümmert wird, bricht eine Schar von Ratten aus dem hohlen Innern und macht sich mit grunzendem Protest gegen diesen Eingriff in wohlerworbene geistliche Rechte davon. Das umstehende Volk birst darob in schallendes Gelächter aus; aber nur getrost, oh frommes Ungeziefer, die Menschen werden es nie und nirgends an Götzen fehlen lassen, in deren Bäuchen

du wohlig dich bergen und betten kannst. Das Serapeion wurde mit Aufbietung aller Zerstörungsmittel mühsälig in einen Trümmerhaufen verwandelt und auf der später theilweise abgeräumten Schuttstätte eine den christlichen Märtyrern gewidmete Kirche errichtet[1]). Die Ratten konnten wiederkommen.

---

3.

Die Kühnheit des Theophilus hatte zwar dem Heidenthum und Judenthum in der Metropole Aegyptens schwere Niederlagen bereitet und das Christenthum zur herrschenden Religion daselbst gemacht. Man erkannte das schon an dem selbstbewußten und prunkvollen Auftreten der Christen und Christinnen in den Straßen der Stadt. Die neue Religion war nämlich jetzt schon nicht mehr bloß der Glaube der Armen und Unterdrückten, sondern vielfach auch der von vornehmen Herren und modischen Damen. Letztere stolzirten auf Straßen und Plätzen in kostbaren Gewändern, bestickt mit Bildern aus der christlichen Mythologie, ein Exemplar der „heiligen“ Schrift an einer Goldkette am Halse hängend, während Sklaven Sonnenschirme über sie hielten und ihnen Betkissen und Fächer nachtrugen. Dennoch aber war das geschlagene Heidenthum noch lange nicht völlig besiegt, weil die Mehrzahl der Leute von gutem Ton und feiner Lebensart wenn nicht den Glauben an die alten Götter, so doch den Geschmack für die antike Philosophie bewahrte. Da war es denn, dieser verdammlichen Ketzerei zu steuern und die Insassenschaft des rechtgläubigen Schafstalls zu mehren, sehr vonnöthen, daß die

1) Hauptquelle für das Vorstehende wie für das Nachfolgende ist des i. J. 390 zu Konstantinopel geborenen Sokrates Scholastikus Historia ecclesiae (welche die Zeit von 304 bis 439 in sieben Büchern umfaßt), lib. V, cap. 16; lib. VII, cap. 14, 15.

energische Aggression des hochseligen Theophilus einen ebenbürtigen Fortsetzer fand in der Person seines Neffen Kyrillos, der zugleich des Oheims Nachfolger auf dem erzbischöflichen Throne von Alexandria war (412—44).

Sankt Kyrill — denn die Kirche nahm ihren trefflichen Kämpen mit Recht unter die Zahl ihrer Heiligen auf — hat sich bekanntlich als Gegner des Nestorius in der Dogmengeschichte einen bleibenden Namen gemacht, und wer aus Neugier oder von berufswegen in jenen Regionen des tieferen Blödsinns, wo die „συνάφεια καὶ ἐνοίκησις“ und die „φυσικὴ ἕνωσις“ als wuthkreischende Fledermäuse einander zausen, sich umgetrieben hat, kennt den rüstigen Klopffechter, welcher kein sanftes „Lämmerschwänzchen“, wohl aber ein kräftiger Ochsenziemer der ecclesia militans gewesen ist. Hierzu hatte ein mehrjähriger Aufenthalt unter den Mönchen von Nitria ihn herangeschult und er brachte auf den erzbischöflichen Stuhl den festen Entschluß mit, so oder so mit dem Juden- und Heidenthum in Alexandria ein Ende zu machen.

Der Erzbischof war der Mann, zu handeln, wie er dachte. Er versicherte sich der Macht über den fanatischen, stets zum Spektakeln und Tumultiren geneigten und bereiten Pöbel und schuf sich in den sogenannten „Parabolani“, städtischen Missionären, welche eigentlich zur Armen- und Krankenpflege bestimmt waren, eine förmliche Leibwache. Dies gethan, richtete er seinen heiligen Eifer zunächst gegen die Juden, welche ihrer durch zahllose Neckereien vonseiten der Christen angeblasenen Wuth nachgebend zuletzt im Theater und auf den Straßen der Stadt mit blanken Waffen über ihre Gegner herfielen. Sofort gab unser Heiliger das Signal zum Vertilgungskampf, welchem die Juden sicherlich erlegen wären, falls sich der kaiserliche Präfekt Orestes nicht eingemischt hätte, um den die Stadt durchtobenden Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen. Das ging freilich nicht so leicht; denn die Mönche von Nitria, welche zu hunderten auf einen Wink Kyrills in die Stadt geströmt waren, und die Parabolani besannen sich

nicht, die Pöbelhorden selbst gegen den mit der kaiserlichen Autorität bekleideten Präfekten aufzustacheln. Orestes bändigte nur mühsam den Aufstand, wobei ihn ein Mönch, Ammonius, mittels eines Steinwurfes ziemlich schwer verwundete. Der Fanatiker ward ergriffen, processirt und hingerichtet; allein Sankt Kyrill ließ den Leichnam des „Märtyrers" im Käsareion zur Erbauung der Gläubigen öffentlich ausstellen und dann pomphaft bestatten. Der Präfekt sollte es büßen, daß er in die widerjüdischen Absichten des kyrillischen Eifers hemmend eingegriffen. Orestes stand dem Erzbischof überhaupt äußerst hinderlich im Wege. Erstens deßhalb, weil der Stellvertreter des Kaisers seine Verachtung der christlichen Priesterschaft und seine Hinneigung zur heidnisch-hellenischen Philosophie nur schlecht verbarg; zweitens, weil er seiner Pflicht gemäß den Frieden unter der bunten Bevölkerung Alexandria's aufrecht zu halten suchte; drittens, weil Kyrill schlechterdings in der Stadt keine andere Macht und Gewalt dulden wollte als seine eigene, — natürlich nicht etwa aus pfäffischer Herrschsucht, sondern einzig und allein „zur größern Ehre Gottes".

Der Präfekt sollte demnach getroffen werden, und da sich zunächst keine günstige Gelegenheit bot, den Mann in eigener Person zu treffen, so sollte er in einer ihm nahestehenden getroffen werden. Die Umstände fügten es auch so glücklich, daß Sankt Kyrill da zwei Fliegen mit einem Schlag erreichen konnte. Nämlich: die Person, in welcher Orestes verwundet werden sollte, war die demselben befreundete Philosophin Hypatia, dermalen anerkannt die Hauptstütze des Heidenthums in Alexandria, mit welcher unser vielgeplagter Heiliger auch persönlich ein Hühnchen zu pflücken hatte. Denn die jungfräuliche Philosophin, die Heidin und Ketzerin, war so unverschämt, dem Erzbischof Konkurrenz zu machen, d. h. zur gleichen Zeit, wo er in der Kirche seine Predigten hielt, in ihrem Hause ihre philosophischen Vorträge zu halten, zu welchen — leidige Thatsache! — die Auswahl der alexandrinischen Gesellschaft zu Wagen und auf Sänften strömte, während ein sehr gemischtes, mehr ruppiges als

elegantes Publikum die Zuhörerschaft des heiligen Mannes bildete. Allerdings fehlte es den pastoralen Auslassungen desselben auf der Kanzel nicht an Händegeklatsch und Beifallsrufen; allein die Freude über diese wohlverdienten Erfolge wurde dem Prälaten schnöder Weise durch heidnische Lästerzungen vergällt, welche behaupteten, die den erzbischöflichen Predigten gespendeten Beifallsrufe und Händeklatschlaute rührten von geschickt in der Versammlung vertheilten und für ihre Mühe bezahlten Leuten her. Den Ruf und Ruhm eines notorischen Heiligen zum Ergebniß der Claque herabwürdigen, schon dieser Frevel verdiente die härteste Ahndung.

Die arme Hypatia wird furchtbar erfahren, daß es nicht gutthut, gegen den Strom zu schwimmen und einer besiegten Sache zu dienen; sie wird furchtbar erfahren, daß die Pfaffen lange Zungen haben und das Volk lange Ohren hat und brutale Fäuste. . . .

Sie war die Tochter des ausgezeichneten Mathematikers Theon, welcher den Euklid und Ptolemäos kommentirte und sein um das Jahr 380 — vielleicht etwas früher oder etwas später — geborenes, mit großen Gaben ausgestattetes Kind frühzeitig mit Mathematik und Astronomie vertraut machte. In der Geometrie wurde das junge Mädchen so fest und sicher, daß es den Ehrennamen „ἡ γεωμετρικὴ“ erhielt. Durch die strenge Vorschule der Mathematik ging sie in die Halle der Philosophie ein und wurde eine eifrige Adeptin des Neu-Platonismus, für welchen gegen den Ausgang des 4. Jahrhunderts der christlichen Aera hin die alte Lieblingsstätte der hellenischen Philosophie, Athen, die letzte Hochschule geworden war. Diese Hochschule bezog auch Hypatia und hörte insbesondere den neuplatonischen Mystiker Plutarch den jüngeren, in dessen Akademie seine Tochter Asklepigeneia die Honneurs machte. Frauen spielten überhaupt in damaliger Zeit vortretende Rollen; nicht allein in Museen und Künstlerwerkstätten, sondern auch in Feldlagern, in Rathssälen und auf Thronen. Man denke nur der Zenobien, Amalasunthen, Placidien, Honorien, Pulcherien und Eudokien.

Nach wohlbenützten Lehr- und Wanderjahren kehrte Hypatia nach Alexandria heim und trat daselbst als Lehrerin der Philosophie auf. Sie blieb Heidin und Jungfrau, so zu sagen eine Spätlingsverkörperung des Begriffes der Pallas Athene. Schön von Antlitz und Gestalt, anmuthigen Gebarens, geistvoll, hochgebildet, beredsam wie sie war, konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen; allein sie gab keinem derselben Gehör. Falls dem Lexikographen Suidas, welcher, obzwar ein Konfusionsrath, uns eine Fülle interessanter Notizen aus dem Alterthum herüberrettete, Glauben zu schenken ist, hat Hypatia in der herben Sprödigkeit ihrer Jungferschaft sogar keinen Anstand genommen, in sie Verliebte durch Anwendung sehr drastischer, nach unserem Gefühle mit märchenhafter Schamhaftigkeit freilich schwer zu reimender Mittel zu kuriren [1]).

Wenn aber der Liebe unzugänglich, war die schöne und keusche Philosophin für Freundschaft um so empfänglicher, auch dadurch erweisend, daß sie nicht eine romantische, sondern eine antike Natur. Unter ihren Freunden ragen zwei hervor: der kaiserliche Präfekt Orestes, welcher fortwährend alle Hände voll zu thun hatte, die energischen Eingriffe des heiligen Kyrill in seine statthalterlichen Rechte und Machtvollkommenheiten nothdürftig zurückzuweisen, und — merkwürdiger Weise — ein christlicher Prälat, Synesios von Kyrene, Bischof von Ptolemais, welcher ein Schüler Hypatia's war. Der künftige Bischof als Zuhörer zu den Füßen der jungen Heidin sitzend, das ist auch so ein kontrastvolles Bild, wie sie eben nur in großen Uebergangsepochen vorkommen. Synesios bildet bekanntlich mit Klemens von Alexandria, Gregor von Nazianz und Methodios von Patara eine Gruppe der ältesten christlichen Poeten. Die zum Preise der Götter und der Mysterien und des neuen Glaubens gesungenen Lieder und Hymnen dieser Griechen haben freilich

1) Als sich einer ihrer Zuhörer heftig in sie verliebt hatte, „pannos mensibus foedatos illi ostendisse dicitur et dixisse: Hoc quidem adamas, o adolescens! et sic animum ejus sanasse.“ Suidas, art. Hypatia.

einen sehr starken Beisatz von Heidenthum und schöpfen ihre Inspiration mehr aus dem Platonismus und Neuplatonismus denn aus den Evangelien. Als Musterstück dieser Dichterei kann recht wohl der berühmte Hymnus des Klemens auf den Erlöser Christus gelten, allwo die Christen als „Säuglinge" erscheinen, welche „aus den süßen Brüsten der anmuthigen Nymphe Weisheit himmlische Milch schlürfen" [1]).

Auch der gute Bischof von Ptolemais war im Grunde weit mehr Neuplatoniker als Christ und daraus erklärt sich die Innigkeit und Dauer seines freundschaftlichen Verhältnisses zur Hypatia. Zugleich aber sind die uns überlieferten Urkunden dieses Verhältnisses, d. h. sieben Briefe des Synesios an die Philosophin, ein wahres und unvergängliches Ehrenmal für diese. Der Bischof übersendet ihr seine Schriften zur Beurtheilung und macht das Erscheinen oder Nichterscheinen derselben von ihrer zustimmenden oder mißbilligenden Kritik abhängig. Er schreibt der Freundin: „Meine Kinder, meine Freunde mangeln meinem Herzen, aber mehr noch mangelt ihm deine göttliche Seele, die mehr als alles andere die Herbigkeit meines Schicksals zu versüßen vermöchte." Ein andermal entschüttet er seine Trauer also gegen Hypatia: „Oh, meine Mutter, meine Schwester, meine Lehrerin, meine Wohlthäterin, meine Seele ist sehr betrübt! Die Erinnerung an meine Kinder, die ich verloren habe, tödtet mich." Ein drittesmal äußert er: „Wenn ich Nachrichten von dir erhalte, wenn ich vernehme, daß es dir, wie ich hoffe, besser ergeht als mir, so bin ich nur noch halb unglücklich." Vom Christenthum ist in den Briefen des guten Bischofs nicht mit einem einzigen Worte die Rede.

Und doch war das Christenthum ein unhemmbar-siegend vorschreitendes Princip, das Heidenthum nur noch ein ab-

---

1) *γάλα οὐράνιον*
*μαστῶν γλυκερῶν*
*νύμφης χαρίτων*
*σοφίας τῆς σῆς ἐκθλιβόμενον,*
*οἱ νηπίαχοι*, cet.

günstig geduldetes. Jenes ein frohlockend um sich greifendes Feuer, dieses ein ängstlich zuckendes Flämmchen, durch die pietätvollen Hände von wenigen Auserwählten mühsam vor dem Erlöschen bewahrt. Man kann wohl sagen, daß die beiden Principien zu Alexandria in den Personen des heiligen Kyrill und der keuschen Hypatia verkörpert einander gegenüberstanden. Ein Zusammenstoß konnte nicht ausbleiben und wir dürfen, ohne der Philosophin ein Unrecht anzuthun, wohl annehmen, daß sie immerhin noch Weib genug gewesen sei, um den Gegner mehr zu reizen und herauszufordern als zu begütigen und zu entwaffnen. Weibliche Eitelkeit, Rechthaberei und Streitsucht pflegen auch in Philosophinnen ein Plätzchen, mitunter sogar einen großen Platz zu finden und Sankt Kyrill mochte richtig rathen, wenn er die Akademie der schönen Jungfrau nicht nur als die letzte Burg des Heidenthums in Alexandria ansah, sondern auch als den Ort, wo sein Widersacher Orestes wirksame Anregungen empfing und von wo die witzigen antikyrillischen Epigramme ausgingen, welche die alexandrinische Gesellschaft auf Kosten eines Heiligen mehr lachen machten, als einem Heiligen anständig scheinen konnte.

Derweil man also im heidnischen Prätorium viel Geist verausgabte und Witz verbrauchte, philosophirte und satirisirte, bereitete man im christlichen Tabernakel einen Schlag vor. Schöne Heidin Hypatia, hüte dich! Unter den mönchischen Horden Nitria's draußen, wie unter den Pöbelbanden drinnen geht ein Gemunkel und Gezischel um und birst auch wohl in wüste Schimpf- und Drohrufe aus, unsere liebenswürdige Philosophin sei eine verruchte Zauberin und ihre Akademie nur der Schauplatz teuflischer Mysterien und Orgien. Wußte Sankt Kyrill, was für Dämonen er heraufbeschwor, als er der heiligen Dummheit die arme Hypatia als Hexe signalisirte? Ohne Zweifel, aber er beschwor ja diese Dämonen nur „zur größeren Ehre Gottes“ und außerdem wollen wir in geziemender christlicher Liebe glauben, daß im entscheidenden Augenblicke dem Beschwörer seine Macht über die Beschworenen versagte. Denn von einem notorischen Hei-

ligen ist doch wohl nicht anzunehmen, er habe mit der Bosheit Belials die Grausamkeit Molochs verbunden; oder doch?

Das Zerwürfniß des Erzbischofs mit dem Präfekten war seit dem Judentumult immer klaffender geworden. Beide bestürmten den kaiserlichen Hof mit gegenseitigen Anklagen; allein es war kein erster Theodosius mehr da, um entscheidend einzugreifen, sondern nur ein zweiter, ein kläglicher Kaiserschemen und Weiberknecht, welcher die Dinge im Reiche lottern und schlottern ließ, wie sie konnten und mochten. Die beiden rivalisirenden Gewalthaber in Alexandria blieben daher sich selber überlassen und das „geistliche Schwert" durfte sich sagen, daß es die öffentliche Meinung, welche ja mit dem Stärkeren zu gehen liebt, für sich haben würde, so es ihm gelänge, das „weltliche" unterzukriegen. Aber es steht geschrieben: „Seid klug wie die Schlangen!" und unser Heiliger war in der heiligen Schrift zu beschlagen, um das nicht zu wissen. Demuth und Milde ziemt dem christlichen Priester und: „Liebet eure Feinde!" spricht der Herr. Aus diesen Gründen und nicht etwa, wie heidnische Lästerzungen behaupten wollten, aus Motiven einer Politik, welche sich den Anschein geben wollte, herausgefordert worden zu sein, begab sich Sankt Kyrill eines Tages unter Vortragung eines Exemplars der Evangelien zum Präfekten, um den schwebenden Zwist in Minne zu schlichten und den Friedensschluß sofort auf das heilige Buch zu beschwören.

Da hatte nun aber der Teufel ganz offenbarlich sein Spiel. Denn siehe, Orestes wies den Friedensantrag des heiligen Mannes zurück, ohne allen Zweifel auf die Einflüsterung der Hexe Hypatia hin. Sofort fiel der lange und wohl vorbereitete Schlag. Denn eilends ward in die Trompete des Zorns gestoßen und eifrigst das Bockshorn des Zeters geblasen, um die heilige Dummheit und die fromme Wuth auf den Plan zu rufen. Sie kam. Eine Bande von Mönchen schwärmte von Nitria herein, die Matrosenkneipen am Hafen, die Gaunerherbergen der Rhakotis, die Bordelle am kanopischen Kanal spieen ihre Insassen auf

die Straßen, damit sie „zur größeren Ehre Gottes" arbeiteten, und zwar unter Anleitung eines würdigen Führers, eines angehenden Priesters, welcher Peter hieß und den Berufsbeinamen der „Lektor" trug. Nachdem der Tumult im Gange, fand Sankt Kyrill als kluger Puppenspieler nicht gerathen, seine Hände weiter dabei zu zeigen, sondern wusch vielmehr dieselben in Unschuld. Mit- und Nachwelt sind aber so profan gewesen, an die Wirksamkeit dieser Wäsche nicht recht zu glauben, und selbst der frommgläubige Sokrates Scholastikus konnte sich nicht enthalten, in seiner Kirchenhistorie mit dürren Worten zu sagen, der an Hypatia verübte Mord und die Art seiner Verübung habe „den heiligen Kyrill und die ganze Kirche von Alexandria mit Schmach bedeckt".

Das Unheil war im Zug und der Gräuel geschah. Eines Tages im März des Jahres 415 durchtobte eine Pfaffen- und Pöbelhorde tumultirend die Straßen der Stadt, deren Bewohner aber derartiger Auftritte zu sehr gewohnt waren, als daß sie sich viel daraus gemacht hätten. In der Straße, wo unweit der „cäsarischen" Kirche Hypatia's Haus gelegen war, staute sich der wüste Menschenkehricht. Der Wagen der schönen Philosophin wartete an der Hauspforte, denn, unwissend, daß der Pöbelauflauf ihr gälte, war sie im Begriffe, auszufahren.

Sie kam herab, bestieg den Wagen und hat, indem sie sich zurechtsetzte, wohl einen Blick philosophischer Verachtung auf die spektakelnde Rotte geworfen.

Da aber, wie die Pferde anziehen wollen, stößt Peter der Vorleser einen Signalschrei aus und wüthend werfen sich die Mönche und wirft sich die ganze „heilige Canaille" auf die „Hexe". Hypatia wird vom Wagen gerissen und im Nu und Hui werden ihr erbarmungslos-roh sämmtliche Gewänder vom Leibe gezerrt. Das freche Tageslicht sieht die jungfräuliche Nacktheit der vor Ueberraschung und Entsetzen Versteinerten. Die also Geschändete wird unter wüsten Mißhandlungen in die nahe Kirche geschleppt und dort von den rasenden Satanassen buchstäblich in Stücke zerrissen. Die noch zuckenden Glieder der erlauchten Blutzeugin der

Denkfreiheit werden unter kanibalischem Jubel durch die Straßen geschleift und schließlich auf dem Kinaron verbrannt . . . Das „Christenthum“ hatte gesiegt.

Diese Scheusäligkeit gemahnt in ihren Einzelnheiten höchst auffallend an die grässliche Ermordung der armen Prinzessin Lamballe im Gefängnisse La Force am schrecklichen 3. September von 1792. Ja, der Fanatismus, ob so oder so gefärbt, bleibt immer und überall derselbe und mächtig ist im Menschen die Bestie.

---

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.